



Pazifismus und Christentum.

Eine kritische Studie.

I. Die Frage.

Der Wandel der politischen Verhältnisse und Stimmungen greift jedesmal auch in die Welt der Ideen ein und geht selbst an den Fragestellungen der Wissenschaft nicht spurlos vorüber. Der Beginn des Weltkrieges bedeutete zunächst für den Pazifismus eine völlige Enttäuschung durch das Scheitern seiner bisherigen Bemühungen um die Völkerverständigung. Aber zu einer eigentlichen Krisis des Pazifismus kam es wenigstens in Deutschland nicht. Denn die deutschen Pazifisten, insonderheit auch die Theologen unter ihnen, verstanden es, dem deutschen Kriege und dem deutschen Siege einen pazifistischen Sinn zu geben. Das war der innere Sinn des Weltkrieges und des deutschen Sieges: daß Deutschland emporsteigen sollte als Hort des Weltfriedens, als Herold und Schützer eines neuen, edleren Verhältnisses zwischen den Völkern. So redeten und schrieben Kittelmeyer, Johannes Müller und viele andere.

Indessen diese Stimmen traten anfänglich zurück hinter der Fülle ethischer Aufsätze und Untersuchungen, die sich mit dem sittlichen Recht des Krieges beschäftigten. Erst im dritten Kriegsjahre, als die Möglichkeit eines entscheidenden deutschen Sieges ferner rückte und in der politischen Welt die Notwendigkeit eines Verständigungsfriedens erörtert wurde (19. Juli 1917 die vielberufene Reichstagsresolution), erhob sich der pazifistische Gedanke zu neuer Kraft und Wirkung in der deutschen Öffentlichkeit. Für die sachliche Auseinandersetzung zwischen den Pazifisten und ihren Gegnern war es nicht günstig, daß die Frage der Kriegsziele und des „Durchhaltens“ hineinspielte. Der Pazifismus erschien seinen Gegnern weithin als Defaitismus, als Verzagen an der deutschen Kraft und inneres Zusammenbrechen. Die Pazifisten und ihre Gegner klagten sich gegenseitig an, daß ihre Haltung der deutschen



BT

736.4

A48

1919

1919

Sache bei den Feinden schade und kriegsverlängernd wirke. So waren die beiden letzten Kriegsjahre nicht eben die geeignete Zeit zu wahrhaft sachlichem Verhandeln über das pazifistische Problem.

Immerhin aber sind seit 1916 einige Untersuchungen zu unserem Gegenstande erschienen, die sich von der Versuchung zum Aktuellen soweit freihalten, daß sie nicht nur für den Tag geschrieben erscheinen und nicht mit den hohen Häufen der Kriegsliteratur zusammen verbrannt zu werden bestimmt sind. Da die pazifistische Welle auch durch die evangelische Kirche geht und der Pazifismus von jeher das christliche Ethos für sich beanspruchte, ist in den beiden letzten Jahren das Verhältnis von Pazifismus und christlicher Ethik zum vielbehandelten Problem geworden. Praktisch bewegt uns die Frage, ob der Christ als Christ zur Mitarbeit bei dem Versuche, die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Völkern zu beseitigen, verpflichtet ist oder nicht; und weiter: ob die deutschen evangelischen Kirchen ebenso wie die katholische und die Führer der englischen Kirchen (in einer Konferenz am 29. Oktober 1918, zusammengerufen durch den Erzbischof von Canterbury, und einem von dieser Konferenz vertretenen „Aufruf an die Christen Englands“) offen für den Gedanken des Völkerbundes und die pazifistische Bewegung eintreten sollen oder ob sie guten Gewissens, ohne Verleugnung der Sache Jesu und ihres heiligen Berufes, sich zurückhalten können. Immer schon hatten evangelische Pfarrer in der deutschen Friedensgesellschaft (Sitz Stuttgart) an hervorragender Stelle gestanden. In der „Christlichen Welt“ wurde seit langem, besonders aber im Kriege, das Verhältnis des Christentums zur Völkerversöhnung behandelt und ein christlicher Pazifismus vertreten. Aber es war doch etwas Neues, als im Oktober 1917 deutsche evangelische Pastoren Erklärungen erließen, in denen sie „allen Glaubensgenossen, auch denen in den feindlichen Staaten von Herzen die Bruderhand“ reichten und erklärten: „Wir fühlen angesichts dieses fürchterlichen Krieges die Gewissenspflicht, im Namen des Christentums fortan mit aller Entschiedenheit dahin

zu streben, daß der Krieg als Mittel der Auseinandersetzung unter den Völkern aus der Welt verschwindet.“¹⁾ Alles das ist ein Zeichen dafür, wie stark man die pazifistische Frage heute auch in der Kirche bewegt. Um so dringender wird die Aufgabe, abseits von den Leidenschaften und Rücksichten des Tages dem Problem des Verhältnisses von Pazifismus und christlicher Ethik nachzudenken; um so verdienstvoller ist jede Schrift, die dazu hilft.²⁾

II. Das pazifistische Ideal und das Reich Gottes.

(Die Religiös=Sozialen in der Schweiz.)

Die evangelischen Theologen, welche das Christentum für den Pazifismus in Anspruch nehmen, verteilen sich auf zwei Gruppen. Die erste Gruppe sucht den Sinn des Evangeliums und die Nachfolge Jesu darin, diese Welt in allen ihren Verhältnissen zum Reiche Gottes umzugestalten. Die zweite Gruppe erkennt den Ordnungen und Verhältnissen dieser Welt eine gewisse Autonomie zu und weiß, daß sie niemals im Reiche Gottes aufgehen können. Aber die Männer dieser Richtung sind zugleich der Überzeugung, daß die christliche Gemeinde jene Verhältnisse des relativ autonomen Weltlebens nicht unter allen Umständen als

¹⁾ Die ersten Unterzeichner waren die Berliner Pfarrer R. Aner, W. Nithack-Stahn, O. Pleß, Fr. Kittelmeyer, R. Wielandt. Ihnen schlossen sich viele Hunderte von Pastoren und Laien in ganz Deutschland an. Es darf nicht übersehen werden, daß viele Laien, sowohl im Felde wie in der Heimat, diese Erklärung mit tiefem Aufatmen begrüßt haben als ein längst erwartetes und schmerzlich vermißtes Wort im Namen des Christentums. / ²⁾ H. Kutter, Reden an die deutsche Nation. Jena 1916. H. Kremers, Pazifismus, Papsttum und Evangelium. Berlin 1918. J. G. Cordes, Pazifismus und christliche Ethik. Leipzig 1918. E. Hirsch, Der Pazifismus. (1918; zu beziehen durch Paul Fischer, Druckerei, Mühlhausen i. Thür. Nicht im Buchhandel.) Fr. W. Förster, Weltpolitik und Weltgewissen. München 1919. R. Seeberg, Politik und Moral. (Rektoratsrede). Berlin 1918. Fr. Siegmund-Schulze, Internationale Ethik. 3. Th. R. XXVII (1917) S. 250 ff. Vgl. auch die Vierteljahrsschrift „Die Eiche“, besonders die dort abgedruckten Stimmen und Dokumente aus den feindlichen Ländern. A. Deißmann, Evangelische Wochenbriefe. (Seit 1914.)

unabänderlich hinnehmen darf, sondern sich für ihre Erneuerung und Besserung im Sinne der christlich-sittlichen Forderungen einzusetzen hat. Neben kirchlich-sozialer Arbeit fordert sie daher auch pazifistische Aktivität der Christenheit.

Zu jener ersten Gruppe gehören die Schweizer Religiös-Sozialen, speziell auch Hermann Kutter. Allerdings ist der begeisterte Pazifismus dieses Propheten in seinen flammenden „Reden an die deutsche Nation“ nicht in erster Linie biblisch-christlich, sondern idealistisch begründet. Kutter vertritt im Anschluß an Fichte einen absoluten Idealismus. Die Innerlichkeit ist alles, das Äußere nur Form und Gestalt des Inneren. Alles Lebendige ist ein ununterbrochenes Schaffen von innen nach außen. Seele ist alles, Materie das Baumaterial ihrer Hände. Nicht die Dingwelt ist das wahre Sein, sondern die Menschenwelt, der Geist, der gute Wille, die Liebe.

Aber gegen den üblichen „Idealismus“ der bloßen Innerlichkeit und Weltabgewandtheit, wie die Deutschen ihn liebten, grenzt Kutter sich scharf und immer wieder ab. Die Passivität des herkömmlichen deutschen „Idealismus“, die Gleichgültigkeit gegen das äußere Geschehen bedeuten eine Krankheit. Der absolute Idealismus der Theorie wird bei Kutter folgerichtig zum aggressiven Idealismus der Praxis. Nicht in des Herzens heilig stille Räume fliehen, sondern die Welt gestalten! Gegen nichts kämpft Kutter so scharf wie gegen jenen „Idealismus“, der die Welt in zwei Gebiete zerlegt: das ideale Gebiet des Geistes, der Grundsätze, des guten Willens und der Liebe, der Ethik einerseits, die reale Welt der Dinge, der wirtschaftlichen und politischen „Notwendigkeiten“ andererseits. Das Ideale ist vielmehr im Grunde die einzige und eigentliche Realität. Die Welt der Dinge ist ganz auf die Herrschaft der Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe angelegt. Eine Welt ohne Gerechtigkeit zerfällt. Liebe ist der einzige Zweck des Daseins. Nein, mehr noch: die Liebe ist das Leben im metaphysischen Sinne, nicht nur Zutat zum Leben. Ethik ist nicht bloße Ethik, nicht das Sein-Sollen nur, sondern das Sein selbst, der Brunnen

des geschöpflichen Lebens. Daher nicht Trennung von Moral und Politik, sondern Politik des guten Willens. „Bloße Privatmoral ist unmoralisch.“ Diese Sätze beherrschen bei Rutter in dauernder Wiederkehr alles.

Bisher herrschte die Sachenkultur. Sie hat die schweren Konflikte im Völkerleben verschuldet. Die Katastrophe des Weltkrieges bedeutet das furchtbarste Ergebnis unserer bisherigen Sachenkultur, zugleich das Gericht über sie — aber der Krieg soll auch der Anbruch eines neuen Welttages sein. Die Stunde der Deutschen ist gekommen: jetzt können sie ihren geschichtlichen Beruf erfüllen, die Ära der Menschenkultur heraufzuführen. Es muß zur Geltung kommen, daß der Zweck von allem wirtschaftlichen und politischen Leben schließlich der Mensch selber ist. Nicht die unpersönlichen Werte, sondern die persönlichen sollen den Ausschlag geben. Hinweg mit dem Mammonismus, bei dem das Geld alles, der Mensch nichts ist; hinweg aber auch mit dem Götzendienste des Nationalismus, des Staatsgedankens und anderer Ideen! Nicht an den „Sachen“ liegt es, nicht an „Ideen“, sondern an der Seele. Der Mensch ist das Leben, und Mensch sein heißt lieben. Der „Sachengeist“ Mammonismus hat die Kriege auf dem Gewissen, der „Menschengeist“ Sozialismus wird die neue Welt gestalten. In der inneren wie in der äußeren Politik. Nirgends bricht die Sehnsucht nach der Ära der Menschenkultur, d. h. nach der Welt des guten Willens und der Liebe, halb unbewußt und unter materialistischen Hüllen, doch so mächtig hervor wie in der Sozialdemokratie: die empörte Innerlichkeit will in ihr die mammonistische Gesellschaftsordnung durchbrechen. Damit wird dann aber zugleich die äußere Politik eine ganz neue. Die Ära der Moral in der Politik beginnt. Sie heraufzuführen ist der Weltberuf, den Gott offensichtlich den Deutschen gab. Dazu haben die Deutschen gesiegt, daß sie nun die Herrschaft des Geistes in den Beziehungen der Völker zur Geltung bringen. Liebe wird das Gesetz des politischen Lebens sein. Die Regierungen werden selbstlose Politik treiben, nicht mehr Macht- und Größenpolitik, sondern Menschenpolitik, bei

der die eine große Realität Mensch obenan steht. Mit solcher Politik des gegenseitigen Bejahens wird dann erst die eigentliche Menschengeschichte beginnen. Das Tor zu ihr aufzustoßen — das ist die deutsche Sendung und der tiefste Sinn des deutschen Sieges.

Mit alledem weiß Rutter sich als Prophet des echten Evangeliums. Denn das Evangelium ist nicht „Religion und Andacht der weltabgewandten Seele“, sondern Gegenwart des lebendigen Gottes unter uns, in uns, zur Gestaltung der Welt aus der Wüste zu einem Garten Gottes. Gottes Reich will auf Erden sein. Jesu Ethik, speziell sein Satz, daß das Dienen allein zum Leben und zur Größe führe, gelten auch für das Völkerleben. Der Geist Jesu Christi ist nichts anderes als dieses: der Anbruch der Menschenkultur statt der Sachkultur. „Die Liebe will heraus, sie will sich alle Gebiete unseres Lebens untertan machen.“

Diese Grundgedanken schärft Rutters hohes Lied der Seele und der Liebe unermüdlich ein, begeistert, hingerissen, mächtig anklagend und zürnend, beschwörend, in immer neuen Wiederholungen überströmend. Gern gibt man sich dem Eindrucke seines unbedingten prophetischen Ernstes, seiner leuchtenden Zukunftsbilder hin. Gerne auch wollen wir fragen, ob lutherische Christen nicht von Rutter manches lernen könnten. Der gute und fromme lutherische Respekt vor der Wirklichkeit, in die Gott uns gestellt und an die er uns gewiesen hat, ist manchmal zu einem trägen Konservatismus oder „Fatalismus“ entartet, der die konkreten Institutionen und Verhältnisse des Weltlebens, auch die offenkundig durch Sünde und Unrecht verderbten, hinnimmt wie sie sind — als starre Unabänderlichkeit. Rutters Buch und manche andere Schrift der Religiös-Sozialen kann auch uns kirchlichen Christen einen Dienst tun: die bitteren Anklagen gegen die herrschende Sachen- und Mammonskultur können uns für viele Dinge den Blick kritischer, das Gewissen unruhiger und den Willen zur christlichen Tat drängender machen.

Aber unsere Bereitschaft, auch von den Religiös-Sozialen zu lernen, findet doch ihre Grenze an der Einsicht in dem durch und durch schwärmerischen Charakter ihres christlichen Idealismus und

Pazifismus. Ich will nicht fragen, was Rutter zu der furchtbaren Katastrophe des deutschen Zusammenbruchs sagt, die seine ganze Geschichtsphilosophie des deutschen Sieges begräbt. Wir wollen auch nicht hören, wieviel Hoffnung Rutter etwa jetzt, nach dem Siege der Westmächte, für das Heraufkommen der „neuen Ära“, hegt. Nicht der Krieg, wohl aber der Waffenstillstand und das, was wir bisher vom „Frieden“ sehen, wird ja die schwerste Krisis des Pazifismus und seiner Ideenwelt bedeuten. Aber es wäre wohl ungerecht und allzu bequem, das pazifistische Ideal damit, daß die Wirklichkeit heute furchtbar über es zur Tagesordnung übergeht, für endgültig widerlegt zu halten. Ideen können niemals durch einzelne Geschichtsereignisse, die ihnen zuwider sind, widerlegt werden. Wir dürfen uns die Mühe und den Ernst sachlicher Kritik des religiös-sozialen Pazifismus nicht sparen.

Zuerst klagen wir ihn des mangelnden Wirklichkeitssinnes an. Es ist das gute Recht und die Pflicht des Ethikers, über die naturgegebene Art des menschlichen Wesens und Wollens durch das Ideal und die Norm hoch hinauszuführen. Aber der ethische Idealismus wird zur Schwärmerei, wenn er seine Welt baut ohne den Gehorsam gegen die Wirklichkeit, in die Gott uns gestellt hat, ohne Rücksicht auf die Grundgesetze und harten Notwendigkeiten unseres geschichtlichen Lebens. Rutter verliert, indem er die herrliche Gestalt der neuen Welt zeichnet, den Boden dieser unserer Welt völlig unter den Füßen. Die Formeln von der Ablösung der „Sachenkultur“ durch die „Menschenkultur“ klingen wohl schön. Indessen auch Rutter weiß doch, daß die „Sachen“ „notwendige Bedingung des Lebens sind“ (S. 67 u. ö.). Gerade diese „Sachen“ aber, die natürlich-materiellen Bedingtheiten unserer Existenz, stellen uns unter Gesetze, die ihr eigenes Recht neben der sittlichen Liebesregel fordern: die Gesetze des wirtschaftlichen, sozialen und staatlichen Lebens. Mir scheint, daß zur Frömmigkeit auch die nüchterne Erkenntnis und der gegen Gottes Ordnung demütige Respekt vor der widerspruchsvollen, herben und tragischen Wirklichkeit unseres irdischen Daseins gehören. Bei den Religiös-Sozialen ist wenig

davon zu spüren. Die schwärmerische Hingabe an das Ideal hat den Gehorsam gegen das Wirkliche hinter sich gelassen. Wir möchten den Religiös-Sozialen etwas von der frommen Mächternheit Dr. Martin Luthers wünschen, von seiner klaren Erkenntnis, daß der Christ, solange er hier auf Erden lebt, Bürger zweier Reiche ist, der rechtlich verfaßten, bürgerlichen, staatlichen Welt mit ihren Eigengesetzen — und des Gottesreiches der Liebe und Freiheit. Niemals, solange es eine Menschengeschichte unter unseren Existenzbedingungen gibt, wird es möglich sein, diesen Dualismus unseres Lebens zu überwinden. Jedes zarte Gewissen leidet unter den Spannungen, die hier entstehen. Der christliche Kaufmann, der mitten im Wirtschaftsleben steht, der Staatsmann, der, persönlich ein Christ, seines Volkes Interessen in der Welt wahrzunehmen hat, wissen von den schweren Pflichtenkollisionen, denen sie nicht entgehen können. Sie spüren den Abstand zwischen der Welt der Bergpredigt und der Welt unseres wirtschaftlichen und staatlichen Lebens, zu deren Wesen Konkurrenz, Kampf und Zwang gehören.¹⁾ Wir sollen an diesem Widerstreit immer wieder schwer tragen; ich wüßte nicht, wie man ein Christ sein kann, ohne die Spannung lebenslänglich als Rätsel und Schranke unseres irdischen Lebens zu empfinden. Aber es ist schwerlich die Sache des Christen, in schwärmerischem Idealismus die Notwendigkeit jener Spannung zu leugnen und den Anschein zu erwecken, als sei es bei einer rechten „Menschenkultur“ sozialistischen Geistes, bei einer inneren und äußeren Politik des „guten Willens“ möglich, die natürlichen Lebensordnungen des Rechtes, der Wirtschaft und des Staates in die Liebesverfassung des Reiches Gottes aufgehen zu lassen. Hier liegt einfache Vergewaltigung der Wirklichkeit vor. Dabei ergeben sich dann solche unzulänglichen Rindlichkeiten wie Kutters Gedanken über den Staat. Gewiß sagt er auch hier manches gute Wort und

¹⁾ Mit Absicht gehe ich Kutter und später Förster gegenüber auf das Problem der sittlichen Weisungen Jesu nicht näher ein, zumal hierüber gerade mit Bezug auf die pazifistische Frage oft genug und, wie mir scheint, erschöpfend gehandelt ist. Vgl. z. B. Schmels, Der Krieg und die Jünger Jesu. 1916.

seine treffliche Polemik gegen die moderne Überschätzung des Staates und der Bureaucratie wollen wir gerade als Christen ihm danken: „der Mensch ist größer als der Staat“. Aber was soll dann sein idealistischer Machtbegriff bedeuten: „nur die Liebe ist Macht und wirkliche Macht ist Liebe“? Zugegeben einmal, die Staaten hätten die Aufgabe, in Kutters Sinne eine „Politik des guten Willens“ zu treiben — müssen sie dann nicht wenigstens erst einmal Staat sein, das heißt Macht? Kutter selber hat eine Ahnung davon, daß die Sachen, die natürlich=materiellen Bedingtheiten des Daseins, uns in Konflikt miteinander bringen. Ist es in dem Falle wirklich möglich, über den „Sachenernst“ mit dem von ihm so oft gepriesenen „Humor“ hinwegzukommen?

Es entspringt wirklich nicht dem Mangel an Glaubens- und Liebeskraft, dem „Fatalismus“, wenn wir dem Schweizer Propheten in seiner chiliastischen Hoffnung auf das diesseitige Reich Gottes nicht folgen können. Kutter ist allerdings nicht so oberflächlich, das Reich Gottes von neuen Organisationen und Formen als solchen zu erwarten. Er will gerade, daß die Liebe und Seele alle Beziehungen und Ordnungen erst schaffen. Aber hier besteht dann doch eine Wechselwirkung: wenn z. B. die Regierenden von sich aus die neue Politik der Menschenkultur und des Sozialismus nach innen und außen treiben, dann wird ebenhierdurch überall in den Völkern der gute Wille entbunden werden. Die Liebe zündet und siegt. Wie das nun auch im einzelnen von Kutter gedacht sein mag, soviel ist sicher, daß sein Zukunftsbild sich auf einer optimistischen Einschätzung des natürlichen Menschen aufbaut, die wieder von allem Wirklichkeitsfönn und aller biblischen Nüchternheit verlassen ist. Nirgends wird das deutlicher als bei Kutters geradezu groteskem Urteile über die Sozialdemokratie: „das Wesen des Sozialismus ist Seele“; „das entscheidende Wort Jesu: Was hülfte es dem Menschen . . . ist hier zum ersten Male in seiner ganzen Tiefe erreicht“; „das ganze Evangelium leuchtet hier wieder hervor“ (S. 182—186).¹⁾ Alle Achtung vor dem

¹⁾ Vgl. hierzu auch Kutters ältere Schriften, etwa „Die Revolution des Christen-

Idealismus mancher sozialistischen Führer. Aber wer so wie Kutter schreiben kann, der kennt das Menschenherz nicht. Die Macht der naturhaften niederen Begehrlichkeit, des selbstsüchtigen Glücksverlangens, der sinnlich-materiellen Gebundenheit in der menschlichen Natur, von der wir doch wahrhaftig nicht erst seit den Revolutions-tagen eine niederschmetternde Anschauung erhalten haben, wird völlig verkannt. Es scheint bei den Religiös-Sozialen so, als warteten die Menschen alle nur darauf, in Liebe und Selbstlosigkeit leben zu können, und als bedürfte es nur des Zauberstabes einer neuen Politik nach außen und innen, um auch in den einzelnen die Kräfte der Liebe und des Dienens zu entbinden. Wir können hier nur eitel Schwärmerei sehen. Die wesentlichste Voraussetzung der neuen Weltordnung des „guten Willens“ erweist sich als brüchig.

So fehlt bei den Religiös-Sozialen trotz ihrer ständigen Berufung auf das Evangelium doch das, was J. G. Cordes einmal ¹⁾ den „nüchternen Wirklichkeits Sinn des von Jesus erzeugten Menschen“ nennt. Es mangelt der Blick für die Mächte des bösen Willens, an denen eine „Politik des guten Willens“ stets scheitern würde, es fehlt aber auch die Erkenntnis, daß auch bei „gutem Willen“ die Menschen und Völker eben durch die „Sachen“, nämlich die harten Tatsachen und Gesetze und Notwendigkeiten des wirtschaftlichen und staatlichen Lebens in Konflikte miteinander geführt werden.²⁾

Endlich vermessen wir an den Religiös-Sozialen den Sinn dafür, daß Gottes Reich hier auf Erden in Knechtsgehalt erscheint. Damit geben wir nicht etwa nur dem bisher Festgestellten einen anderen Ausdruck, sondern sehen hier einen mit dem Mangel an Wirklichkeits Sinn zwar zusammenhängenden, aber doch neuen Schaden. — Wir leben im Glauben und nicht im Schauen, das gilt auch mit Bezug auf das Reich Gottes. Die christliche Sehnsucht,

tums“. Leipzig 1908, H. Häffel. Bes. S. 127 ff., 180 ff. / ¹⁾ A. a. O. S. 40. /

²⁾ Vgl. R. Seeberg, a. a. O. S. 18: „Es ist eine bloße Einbildung, daß die Tätigkeit des Staates oder die Politik jemals nach den Gesichtspunkten der privaten Moral durchgeführt werden könnte. Nicht in bösem Willen, sondern in der sachlichen Unmöglichkeit ist das begründet.“

daß Jesus die Welt nicht nur in uns, sondern auch um uns völlig überwinde und der Herr aller Lebensverhältnisse und Ordnungen werde, muß immer wieder in demütiger Bescheidenheit lernen, daß Jesus der Herr auch heute noch meist nur im Bettlergewande der Innerlichkeit über die Erde geht. Darin besteht seine Herrschaft, daß er der König der Herzen in Glauben und Liebe und Geduld und der Herr seiner Gemeinde ist.

Jede christliche Generation hat mit der brennenden Frage zu ringen, warum Gottes Reich denn nicht weltmächtiger erscheine und sich durchsetze. Immer wieder bringt die Fortdauer des Weltwesens in Kultur, Konkurrenz, Krieg ernste Menschen in Anfechtungen. Wir sollen uns auch sicherlich insofern immer von neuem beunruhigen lassen, daß wir uns fragen: traut die Christenheit ihrem Herrn nicht doch zu wenig zu? würden nicht manche für starr und unabänderlich gehaltenen Weltverhältnisse, manche „Satanwerke“ auf Erden zerstört werden, wenn die Christenheit brennender in Liebe und wagemutiger, tapferer im Glauben wäre? Mit anderen Worten: die Knechtsgestalt des Reiches Gottes soll der Christenheit niemals ein Vorwand zur Trägheit in Glauben und Liebe und Angriffskraft werden.

Aber auch umgekehrt: die „Wendung zur Aktivität“, die Rutter fordert, darf nicht zu jenem Enthusiasmus führen, der „schauen“ will, wo es „glauben“ heißt. Wir begreifen, warum Jesu Herrschaft in diesem Mon nicht anders als in Knechtsgestalt kommen kann: weil er von uns gerade jenen Glauben begehrt, der an ihm hängt um seinetwillen, nicht erst um seiner geschichtlich-fassbaren Werke willen; den Glauben, der sich zu ihm bekennt, auch ohne daß er uns die Welt zum Gottesgarten macht; das Vertrauen, das es auf ihn als den König wagt, trotzdem er noch nicht alles sich zu Füßen legt. Wir werden ja immer wieder von der unklaren Leidenschaftlichkeit der Religiös-Sozialen als Leute trägen Glaubens und erkalteter Liebe, denen „Gott selbst in ihrem Glauben und Handeln fehlt“, uns schelten lassen müssen.¹⁾ Aber wir können

¹⁾ Vgl. die Anklagen Rutters in seinem Buche „Die Revolution des Christen-

das guten Gewissens tragen. Denn wir wissen, was es um das Reich Gottes hier auf Erden und um den Glauben an Jesus ist, aus dem Neuen Testamente. Soviel ist jedenfalls sicher: in dem sozialistischen Gottesreiche der Religiös-Sozialen wäre keine Stätte mehr für jenes persönliche Wagen des Glaubens auf den heimlichen, verhüllten König; da würde Gottes Herrschaft in Herrlichkeit erscheinen, für alle sichtbar und alle überwältigend. Auch wir tragen dieses Zukunftsbild im Herzen. Aber es gehört uns zur eschatologischen Hoffnung. Was wir von einer wirklich neuen Welt, die Gottes Machtat unter anderen als unseren irdischen Existenzbedingungen heraufführt, erwarten, das rufen die Religiös-Sozialen auf diese Erde herab. Und während sie mit vielen anderen Christen ein schmachvolles Verjagen und den Bankerott der bisherigen Christenheit in der Tatsache des Weltkrieges sehen, sind wir davor bewahrt, wegen der Enttäuschungen unserer europäischen Geschichte an der Christenheit oder gar an Jesu Königtum irre zu werden. Denn wir wissen, daß Gottes Reich auf Erden nicht in Herrlichkeit kommen wird, daß die Welt der wirtschaftlichen, sozialen und staatlichen Ordnungen, die Welt der Konkurrenz und des Kampfes, ihre Selbständigkeit behält und zwar durch christliche Gedanken und Wertbildungen stark beeinflusst, aber in ihrem ganzen Wesen niemals dem Reichsgottesgeetze der Liebe unterworfen und aus Gott erneuert werden kann.¹⁾ Religiös-sozialer Überglaube

nuns“ z. B. S. 244 ff. / ¹⁾ Zur Auseinandersetzung mit den Religiös-Sozialen vgl. auch G. Heinzelmann, Vom Bürgertum im Himmel. Basel 1918, S. 108 bis 122. Der Auferstandene „will nicht träge hingenommen, sondern kühn bejahet und gegen allen Widerspruch des Augenblickes festgehalten sein“. „Und heute sollte es auf einmal heißen, das ist nicht mehr schriftgemäß, daß das Himmelreich auf Erden unterm Kreuze steht? Heute sollen wir ein Recht haben zu fordern, Gott müsse uns helfen, alle Widerstände einzureißen? Heute sollte an Stelle des schweren Glaubens das leichte, selige Schauen treten können? Nein, Christus bleibt für uns auch nach seiner Auferstehung der Gefreuzigte, und wir müssen, wie alle Väter der Schrift, ihm das Kreuz nachtragen, auch wir müssen trauern, daß unsere schönsten Hoffnungen sich nicht in unserer bösen Welt verwirklichen wollen und müssen unser ganzes Vertrauen auf den setzen, der sich selbst einmal aufmachen will, die Welt aus ihrem argen

steht immer in Gefahr, dann, wenn der Widerstand der harten Wirklichkeit zu groß wird, in Unglauben umzuschlagen. Wir wollen im Glauben stehen, freilich auch im Glauben arbeiten und angreifen — aber eben als Glaubende, die sich auch bescheiden können und Gottes lebendige Gegenwart unter uns sowie Jesu Königtum nicht an der Umgestaltung dieser Welt, auch nicht an den Erfolgen im Kampfe gegen gottlose Institutionen und Organisationen bemessen.

III. Das pazifistische Ideal und das Reich Gottes.

(Der katholische Pazifismus.)

Gehen wir zu der zweiten Gruppe evangelischer Theologen, die für den Pazifismus eintreten, übergehen, werfen wir einen Seitenblick auf den katholischen Pazifismus. Die Zusammenstellung mit den Religiös-Sozialen will die tiefen Unterschiede nicht verkennen und hat doch ihr gutes Recht.¹⁾ Auch heute muß lutherische Art sich gegen Rom und gegen die Schwärmerei in gleicher Weise abgrenzen. Beide wollen das Reich Gottes auf Erden in einer die Völker umfassenden Organisation darstellen.

Von evangelischer Seite ist dem päpstlichen und allgemein-katholischen Pazifismus viel unangebrachte Bewunderung gezollt worden. Besser wäre es, zu erkennen, daß der katholische Pazifismus sich aus dem römischen System mit Notwendigkeit ergibt. Das Reich Gottes ragt ja in einer faßbaren und rechtlich verfaßten Organisation, eben der Kirche, schon in diese Welt hinein und bewährt seinen Charakter als Friedensreich im eigentlichsten Sinne. Kein Wunder, daß die katholische Betrachtung Jesu Worte vom Gottesreich und die biblischen Friedensverheißungen mindestens zu einem Teil auf die hierarchisch verfaßte, internationale Kirche bezieht. Die Kirche ist für ihre pazifistische Aufgabe nicht nur durch ihre Wesen zu befreien.“ / ¹⁾ Man vergleiche mit der religiös-sozialen Verwertung der Bergpredigt die Äußerung eines katholischen Blattes nach einer der päpstlichen Friedenskundgebungen: „Fortan wird die Bergpredigt das Handbuch der Diplomatie sein müssen!“

völkerumspannende und völkerverbindende Katholizität gerüstet, sondern vor allem durch die Stellung ihrer hierarchischen Spitze, des Papsttums. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Kundgebungen der großen Päpste über die päpstliche Oberherrschaft und Weltmonarchie wohl zurückgestellt werden, aber nie veralten können. Hinter der päpstlichen Bereitschaft zur Friedensvermittlung steht schließlich der Anspruch auf schiedsrichterliches Eingreifen des Papstes in Streitigkeiten weltlicher Staaten.¹⁾ Augustinische Gedanken über den Gottesstaat und die weltlichen Reiche wirken hier deutlich nach. Neben und über den irdischen Staaten, die immer wieder in Streit verwickelt werden, steht das irdische Gottesreich, das den Frieden der Völker zu stiften berufen ist. Der Völkerfriede ist gesichert, wenn die Macht in allen Fällen der sittlichen Idee des Rechts gehorcht. Das bedeutet aber, da der Papst allein der unfehlbare Vertreter der sittlichen Idee ist, die Richterstellung des Papstes über den weltlichen Staaten. So hat es schon Graf Joseph von Maistre (1754—1821) gelehrt. Man darf diese Gedanken nun freilich nicht bei jedem der katholischen Universitäts-theologen suchen.²⁾ Aber in der Predigt und volkstümlichen Redespielen sie eine große Rolle und üben auf das katholische Kirchengesamtheit eine mächtige Wirkung aus. Ist es nicht das irdische Haupt der Kirche, das unermüdlich das Jesuswort „Selig sind die Friedestifter“ zu erfüllen bereit ist? Mit meisterhafter Erkenntnis der Stunde hat die katholische Predigt und Publizistik es verstanden, seit 1917 die steigende Flut des Pazifismus in ihr Flußbett zu leiten. Die Kirche steht als die moderne da. Der Instinkt der breiten Volksschichten fühlt sich hier verstanden. Und dabei handelt es sich keineswegs nur um eine taktische Haltung der Kirche. Der kirchlich-pazifistische Gedanke gehört zu ihrem Wesen. Alles hängt schließlich an dem einen: an dem Anspruche der Kirche, das irdische Gottesreich zu sein.

¹⁾ Vgl. das Dekretale „Novit“ Innocenz III. aus dem Jahre 1204 bei Wirbt, Quellen zur Gesch. des Papsttums². 1911. S. 140. / ²⁾ Vgl. z. B. Dr. Heinrich Schrörs (Professor der kathol. Theologie an der Universität Bonn), Ketzenglieder und Moral. Freiburg 1917.

Es ist das Verdienst von Kremers (Pazifismus, Papsttum und Evangelium, 1918), diesen katholischen Pazifismus, den auch ein Mann wie Trötsch der evangelischen Kirche als beschämend vorhielt, gründlich beleuchtet zu haben. Nicht Trägheit und Feigheit, sondern lutherische Klarheit hindert uns, die Gottesherrschaft hier auf Erden in einem Weltfriedensreiche zu sehen. Nicht nur den katholischen Weltfriedensgedanken gegenüber, sondern überhaupt im Blicke auf die vielen, die das Neue Testament für den Pazifismus in Anspruch nehmen, ist es von besonderem Werte, wie Kremers die Tiefe, Innerlichkeit und Überweltlichkeit des biblischen Reichsgottesgedankens geltend macht. Jesus und die erste Christenheit erwarteten das Hereinbrechen des Gottesreiches nicht von allmählicher menschlicher Aufwärtsentwicklung, nicht von menschlichen Abmachungen und Schiedsgerichtsverträgen, sondern von einer überweltlichen Machttat, durch einen „Tag Gottes“, der alles neu macht. Der Glaube an ein Friedensreich auf Erden, durch menschliche Bemühungen erreicht, hat mit Jesus nichts zu tun. „Das Ideal des ewigen Friedens ist ein von Jesus abgelehnter Wahn.“ Das Reich, da Fried' und Freude lacht, hat mit einem auf Verträge aufgebauten, vernünftig geregelten Weltfriedensreiche nichts zu schaffen. Die so oft pazifistisch verflachten Friedensworte des Neuen Testaments werden von Kremers in ihrer echten religiösen Tiefe entfaltet. Man darf sich wohl schämen, daß auch evangelischen Christen, ja Theologen das alles erst wieder gesagt werden muß. Aber nicht nur von katholischen Pfarrern kann man pazifistische Weihnachtspredigten hören, die im Anschlusse an den Engelgesang „et pax in terra hominibus bonae voluntatis“ (Vulgata) den Rechtsfrieden und Völkerbund grüßen. Demgegenüber wird Kremers lebendige und trefflichere Schrift leider immer noch zeitgemäß bleiben und einem pazifistisch-sentimentalen Mißbrauch der großen biblischen Friedensworte wehren müssen. „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt.“

IV. Der christlich-soziale Gedanke und die Friedensbewegung.

(Der deutsch-evangelische Pazifismus.)

Von allem Bisherigen, der Verwechslung des Reiches Gottes und des Weltfriedensreiches, der unbefugten Inanspruchnahme Jesu und des Neuen Testaments für den Pazifismus hält sich jene zweite Gruppe evangelischer Theologen fern. Indessen auch wenn man den Unterschied zwischen dem biblischen Reiche Gottes und dem Weltfriedensideale des Pazifismus gründlich durchschaut, bleibt doch die Frage, ob nicht trotzdem das Christentum sich für die Abschaffung des kriegerischen Austrags der Weltkonflikte einsetzen soll. Ein Theologe wie J. G. Cordes würde dem Nachweise von Kremers, in welchem Maße durch die Verquickung von Pazifismus und Evangelium die Wahrheit und Tiefe des Evangeliums versandet, zustimmen: das Evangelium hat mit den eudämonistischen Weltbeglückungsgedanken nichts zu tun, es will nicht, wie die modernen Kulturpropheten, Hebung der Menschheit zum größtmöglichen Wohlstande aller, zum vollendeten Austausch der Kulturgüter, sondern das Evangelium will etwas viel Ernsteres, Innerlicheres und Größeres: die Menschenseele an Gott ketten und das heimliche überweltliche Reich Gottes, die „Gemeinschaft der Herzen und der Geister in Gott, im Geiste der Liebe und Wahrheit“ bauen (vgl. Cordes S. 22).

Aber mit der Erkenntnis, daß das Kommen des Reiches Gottes etwas anderes ist als die Vervollkommenung äußerer Weltverhältnisse, hat die Frage nach dem Verhältnis der christlichen Ethik zum Pazifismus noch nicht ihre Entscheidung gefunden. Die Innerlichkeit des Reiches Gottes und die klare Einsicht in die Eigengesetzlichkeit der „weltlichen“ Ordnungen könnte an sich zur Folge haben, daß der Christ die Verhältnisse des sozialen, staatlichen und Völkerlebens hinnimmt, wie sie sind, ob er sie nun, mehr pietistisch urteilend, einfach als „arge Welt“ auffaßt oder, mehr im Sinne

Luthers, als Bestandteile einer wenn auch durch die Sünde verderbten göttlichen Weltordnung versteht. Indessen niemals hat die christliche Gemeinde sich dabei beruhigt. Immer gab es auch den „revolutionären Geist des Christentums“, der sich gegen unleidliche Zustände etwa des sozialen Lebens, zu denen menschliche Selbstsucht, Habsucht, Herrschsucht mitgewirkt hatten, empörte und für ihre Beseitigung arbeitete und kämpfte.

Die Innerlichkeit des Reiches Gottes gibt der Christenheit niemals ein Recht zur Gleichgültigkeit gegen die objektiven Ordnungen und die äußeren Weltverhältnisse. Freilich bleibt hier eine Spannung bestehen. Auf der einen Seite halten wir daran fest, daß ein Mensch unter allen äußeren Verhältnissen Gott dienen kann, und lassen uns nicht darauf ein, das Kommen des Reiches Gottes an sozialen und staatlichen Reformen abzulesen. Auf der anderen Seite kennen wir doch einen sozialen Beruf der Christenheit: nicht nur dort, wo durch Wirtschafts- oder soziale Lebensformen das Entstehen inneren Lebens erstickt oder gehemmt wird (Wohnungsseind, Alkoholgrenel), erhebt die Christenheit ihre Stimme, sondern auch ohne Rücksicht auf die religiös-sittlichen Wirkungen der Verhältnisse bekämpft die christliche Gemeinde in der Öffentlichkeit das klare Unrecht, die offenkundige Ausbeutung und Vergewaltigung. Beides gehört zusammen in lebendiger Spannung: auf der einen Seite die religiöse Innerlichkeit und Überweltlichkeit des Christen, kraft deren er auch als Sklave in der Freiheit eines Gotteskinds Glauben und Liebe üben und Gott verherrlichen kann — auf der anderen Seite der Wille zur Aktivität auch gegen festgewordene Verhältnisse und eingewurzelte Ordnungen. Konservatismus und ein „revolutionärer Geist“ im Sinne christlich-sozialer Arbeit liegen darum in gleicher Weise in der Frömmigkeit begründet. Unser Christentum ist gesund nur solange als das Leben des einzelnen und der Kirche sich zwischen diesen beiden Polen bewegt.¹⁾ Jeder Standort für sich allein genommen gefährdet und

¹⁾ Der praktischen Spannung zwischen passiv-gestimmter Innerlichkeit und dem Geiste der Aktivität entspricht die unverkennbare Antinomie des Gottesglaubens:

verzerrt die christliche Art. Jene Innerlichkeit, welche gern die konkreten Verhältnisse als gottgewollt hinnimmt, wird leicht lieblos gegen andere; sie vergißt oft, daß die Übel und verrotteten Verhältnisse in der Welt uns niemals nur zur christlichen Geduld, sondern auch zum Kampfe berufen; sie übersieht die Organisationskraft der Sünde und ihre Verfestigung in Sitten, Ordnungen, Verhältnissen und versäumt den Christenberuf, der uns nicht nur den Kampf gegen die individuelle Sünde bei uns und anderen, sondern auch den heiligen Krieg gegen die organisierte und in Institutionen verfestigte Bosheit aufträgt. Jener Geist der Aktivität dagegen hat andere Gefahren: „geht er auf in äußerer Vielgeschäftigkeit, in der Arbeit für praktische Zwecke, meint er gar durch den Kampf gegen die Trinksitten und die Verführungsmacht des Alkoholkapitals, durch Bodenreform oder durch Vergesellschaftung aller Produktionsmittel, durch Bekämpfung der Reglementierung der Prostitution und auf diesen oder jenen anderen Wegen das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen, so verflacht er unrettbar und wird zur religiös gefärbten Humanität“ (Cordes S. 21 f.). Man vergißt hier leicht, daß schließlich Gottes Reich sich nur in einer Revolution der Herzen durchsetzt und daß diese mit einer Besserung etwa der sozialen Verhältnisse ebensowenig gegeben wie überhaupt an sie gebunden ist. — Die evangelischen Kirchen Deutschlands in ihrer staatlichen Gebundenheit und weithin herrschenden lutherisch-konservativen Art haben im ganzen wohl nie an jener zweiten, wohl aber dauernd an jener ersten Gefahr gekrankt. Sie können die „Wendung zur Aktivität“ gebrauchen, so wenig sie sich auch einbilden werden, mit sozialer Arbeit das Reich Gottes auf Erden herbeizuführen.

Liegt nun nicht die pazifistische Aufgabe der einerseits glauben wir, daß Gott in allem Wirklichen herrscht und mit seinem guten, gnädigen Willen uns nahekommt; andererseits sehen wir seine Herrschaft sich nur im fortschreitenden Kampfe mit widergöttlichen Mächten („die Werke des Teufels“) durchsetzen und wissen noch einen Teil des Wirklichen der Unterwerfung unter ihn entzogen.

Christenheit auf gleicher Linie mit der christlich-sozialen, deren Pflichtmäßigkeit außer Frage steht? J. G. Cordes in seinem klaren, sehr sorglich und nüchtern abwägenden Vortrage warnt davor, den Krieg isoliert zu betrachten „als sei er ein unbegreiflicher Rest Barbarei inmitten einer sonst von allen Idealen der Humanität beherrschten Friedenswelt“, er ordnet ihn dem „Weltwesen“ ein, „das in seinen Grundzügen natürlich, naturhaft gewachsen, neben vielen von wertvollem ethischen Geist durchdrungenen Zügen an allen Ecken und Kanten Unfittliches aufweist, ja durchzogen und durchwirkt ist von der Sünde rücksichtsloser Selbstsucht, Herrschsucht, Habgier“ (S. 15).¹⁾ Und wie er sich zu der „gegen die Sündenmächte aggressiven Frömmigkeit“ bekennt, sieht er folgerichtig seine „Christenpflicht“ darin, „an seinem Teil für die Beseitigung des Krieges einzutreten“.

In der Tat: muß der Christ, ebenso wie er als Christ sich gegen kapitalistische Ausbeutung der Arbeiter einsetzt, nicht auch gegen die kriegerische Regelung der Völkerkonflikte kämpfen? Haben wir nicht in der katastrophalen Erscheinung des Krieges ein Stück ungebändigter, noch nicht ethisierter Natur vor uns? Der Christ unterstützt die staatliche Rechtsordnung und verurteilt das Herrschen der rohen Gewalt statt des Rechtes im Volksleben, er tritt dafür ein, daß der zuchtlose begehrlche Wille einzelner oder einzelner Gruppen sich in eine große Lebensgemeinschaft einordne und füge. Wird es nicht seine Pflicht sein, für das Entstehen einer Rechtsordnung statt der gewaltsamen Zusammenstöße ungebändigten Machtwillens auch im zwischenstaatlichen Leben zu wirken? Gilt es nicht, ein großes wichtiges Lebensgebiet für die Herrschaft des Sittengesetzes, jedenfalls des Rechtes zu erobern? ²⁾

¹⁾ So auch die Erklärung der Berliner Pastoren vom Oktober 1917: „Wir erkennen die tiefsten Ursachen dieses Krieges in den widerchristlichen Mächten, die das Völkerleben beherrschen, in Mißtrauen, Gewaltvergötterung und Begehrlichkeit.“ Das Richtige daran ist die Beobachtung, die Seeberg (Politik und Moral S. 10) formuliert: „Nicht erst der Krieg schafft die harten Rätsel des menschlichen Gemeinschaftslebens. Sie sind alle vorher schon vorhanden, der Krieg öffnet aber auch den Blinden die Augen, sie zu sehen.“ / ²⁾ R. Auer, einer der

Gerade wenn man einen nüchternen evangelischen Theologen wie Cordes hört, der nichts zu tun hat mit jenem schwärmerischen christlichen Pazifismus, hat die Frage zunächst ihren verführerischen Reiz. Und doch ist hier der Punkt gegeben, an dem wir uns von Cordes trennen.

V. Das „Recht“ und die lebendige Gerechtigkeit der Geschichte.

Cordes (S. 27) tritt für die Allgemeinverbindlichkeit des Sittengesetzes ein. Das Sittengesetz „fordert die Ausdehnung seiner Anerkennung auch auf das bisher noch nicht eroberte Gebiet“. ¹⁾ Zweifellos, wenn es sich beim Pazifismus darum handelte, „das Sittengesetz“ zwischen den Völkern an Stelle eines unsittlichen Zustandes zur Geltung zu bringen, wenn es um „Gerechtigkeit“ statt der Brutalität ginge, dann wäre die Mitarbeit für das pazifistische Ideal eine christlich-sittliche Forderung. Aber die allgemeine Formel „Sittengesetz“ nützt uns hier ebensowenig wie die Begeisterung für „das Recht“ oder „die Gerechtigkeit“. Daß man die Forderungen der Privatmoral nicht einfach auf das Staatsleben anwenden kann, haben auch pazifistisch gestimmte Theologen zugegeben. ²⁾ Es gilt also, die Norm der „Gerechtigkeit“ für das Völkerleben erst aufzufinden.

Zwei Rechtsschulen bieten uns an dieser Stelle ihre Antworten an: die naturrechtliche Denkweise, die von Nordamerika

geistigen Urheber der Friedenserklärung Berliner Pastoren aus dem Oktober 1917, schreibt bei einer Neuauflage der Erklärung: „Die Würde des Christentums erfordert es, zur Schaffung der sittlichen Gefinnungsbasis für einen zukünftigen Frieden beizutragen. Wir wollen gewiß nicht im Namen des Christentums uns in den Streit um politische Einzelfragen einmischen. Aber eine Verständigung der Völker zu erstreben und die Idee des Rechts gegenüber dem Grundsatz der Gewalt zu vertreten — das ist noch kein Politisieren, das ist zunächst nur eine Geltendmachung der christlichen Ethik.“ / ¹⁾ Ebenso Erich Franz, Politik und Moral. Göttingen 1917. Siegmund-Schulze a. a. D. S. 262. / ²⁾ Vgl. E. Tröltzsch, Deutsche Zukunft. Berlin 1916. — H. Schrörs a. a. D. S. 16—30. Anders freilich Siegmund-Schulze a. a. D. S. 259.

aus, vor allem durch die „Erklärung der Menschenrechte“ in der französischen Revolution, die europäische Welt durchsetzte und heute als bewußte oder unbewußte dogmatische Voraussetzung die Auffassung der Demokratie und des Sozialismus über Staat und Politik bestimmt; und zweitens: der konservative Rechtsgedanke, der von Menken,¹⁾ Gerlach und Stahl klassisch vertreten, bis heute als die Theorie des Legitimus, des Gottesgnadentums, der gottgewollten Abhängigkeiten und des Rechtes des Bestehenden weiterwirkt, wenn auch in engeren Kreisen.

Beide Rechtsgedanken sind, wie wir zeigen wollen, außerstande, von sich aus die Normen für die Beurteilung des politischen Lebens der Völker und die Regeln für seine künftige Gestaltung zu bilden. Beide versagen gegenüber der lebendigen Geschichte.

Zuerst ist es leicht nachzuweisen, daß die Norm der Gerechtigkeit für das Völkerleben als „Naturrecht“ nicht gegeben ist. Der rationalistische Wahn, als gäbe es ein inhaltlich bestimmtes, allgemein gültiges „natürliches Recht“, besteht am allerwenigsten im staatlichen und politischen Leben die Probe. Die naturrechtliche Denkweise unserer Demokraten und Sozialisten macht für die innerstaatlichen Verhältnisse Fichtes Satz von der „Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt“ zum gestaltenden Prinzip, für das internationale Leben ganz entsprechend jenem Gleichheitsideal das Dogma von der Gleichberechtigung der Völker, von dem Selbstbestimmungsrechte jedes Volkes.

Aber diese Dogmen zerbrechen vor der Geschichte selbst. Gilt das Selbstbestimmungsrecht wirklich für jede untüchtige haltlose Nation, gilt es für ein Volk zu jeder Zeit seiner Entwicklung? Das „natürliche Recht“ stellt nicht eine apriorische Norm dar, mit der man die Geschichte meistern dürfte, sondern muß selber in jedem Falle erst aus der lebendigen Geschichte erhoben werden. Ein Volk muß das Recht, einen eigenen Staat zu bilden, in der Geschichte bewähren. Es kann dieses Rechtes verlustig gehen, wenn

¹⁾ Vgl. R. Holl, Die Bedeutung der großen Kriege für das religiöse und kirchliche Leben innerhalb des deutschen Protestantismus. Tübingen 1917 S. 88 ff.

es nicht die sittliche Anwartschaft, die innere Tüchtigkeit zur Staatsbildung besitzt. — Wie unbestimmt ist überdies der Begriff „Volk“! Erst in der geschichtlichen Bewegung wird ein „Volk“. Ein Volk sein: dazu gehört Wille zur eigenen Geschichte, und dieser Wille muß bewährt sein. Man sieht: auf dem Wege des „Naturrechts“ kommen wir nicht weiter. Der Versuch, diesen Weg zu beschreiten, führt uns vielmehr in die lebendige Geschichte hinein.

Es gibt denn auch in Wahrheit nur eine Methode, um den eigentümlichen Begriff der „Gerechtigkeit“ im Völkerleben aufzufinden: allein eine geschichtsphilosophische Besinnung kann dem formalen Begriffe der Gerechtigkeit für das in Rede stehende Lebensgebiet einen Inhalt geben. Gewiß handelt es sich dabei nicht um ein einfaches Ablesen aus dem vorliegenden Tatbestande der Weltgeschichte. Das wäre der Weg zum Naturalismus und bedeutete den Verzicht auf eine Norm. Wir müssen die notwendigen Züge des geschichtlichen Lebens der Völker, die jenseits menschlicher Willkür und Sünde begründet sind, feststellen. Die Norm der „Gerechtigkeit“ wirkt in der lebendigen Geschichte selbst und muß aus ihr erhoben werden.¹⁾

Bei solchem Eindringen in die Geschichte durchschauen wir aber zweitens die Unzulänglichkeit auch des konservativen Gerechtigkeitsbegriffes, als Norm für das staatliche und Völkerleben zu dienen. Denn es ergibt sich uns, daß die Rechts-

¹⁾ Es mag erlaubt sein, daß wir auf die vorliegende Aufgabe, die Normen des geschichtlichen Lebens der Völker zu finden, den von Tröltzsch freilich in ganz anderem Zusammenhange aufgestellten Satz anwenden: „Es ist vielmehr die Eigentümlichkeit der Geschichte, daß die Wertmaßstäbe zu ihrer Beurteilung in und mit ihr selber erwachsen und aus der Zusammenfassung ihrer offenbaren Tendenzen gewonnen werden müssen. Einen zum Voraus fertigen Maßstab verlangen ist reine Sophistik.“ *J. Th. R.* V (1895) S. 373. — Die Ausführungen von Siegmund-Schulze a. a. O. S. 259 ff. sind überaus dürftig und helfen nicht im mindesten voran. Da wo man nach einer ermüdenden Fülle allgemeiner, recht abstrakter Sätze „die inhaltliche Bestimmung des für das Verhalten der Völker aufzustellenden Ideals erwartet“, bricht S.=S. mit einem dürftigen Hinweis auf das alttestamentlich=prophetische Ideal der Gerechtigkeit ab, indem er die „Darlegung im einzelnen“ vorbehält. Aber hier setzt die Aufgabe erst ein!

verhältnisse ursprünglich ein Ausdruck lebendiger Beziehungen und Machtverhältnisse sind. Ein lebendiges Verhältnis fand seinen Ausdruck im Verträge und im Recht. Aber das Leben steht nicht still. Es überholt das Recht und läßt es veralten. Das lebendige Wachstum im Volks- und Völkerleben zersprengt von innen heraus oftmals das, was bisher „Recht“ war. Was heute als gerecht und billig von allen Beteiligten festgelegt wurde, kann in Jahrzehnten die höchste Ungerechtigkeit darstellen.

So ist es die Eigenart der lebendigen Geschichte, über das „Recht“ und „Rechte“ immer wieder zur Tagesordnung überzugehen. Denn die Weltgeschichte und die Völkerentwicklung kennen keine fertigen Verhältnisse. Alles ist im Werden und Wandel, im Steigen oder Fallen. Völker kommen und gehen, wachsen und verkümmern, sind jung und altern, verweichlichen oder ermannen sich. Junges bricht sich Bahn unter Altem, Unfähiges wird von Lebenskräftigem zurückgedrängt, wachsendes Leben kommt, indem es die für die Entfaltung seiner Kräfte notwendigen Lebensbedingungen sucht, in Konflikt mit bestehendem älteren Leben. Was ist bei dieser beständigen Bewegung, diesem Geschiebe der Völker und Kulturen, das immer etwas von dem Elementaren der großen Naturprozesse und Katastrophen behält,¹⁾ „Recht“?

Der übliche konservativ-geartete Begriff der „Gerechtigkeit“ rechnet mit festen Verhältnissen. Er faßt die Staaten wie fertige, saturierte Größen auf. Nun wissen wir aber, daß das „Recht“ in diesem Sinne schon innerhalb eines Volkslebens unzulänglich werden kann. Wenn das Recht, das einmal der Ausdruck bestehender lebendiger Beziehungen und Machtverhältnisse war, vom Leben überholt und damit starr wurde, dann heben auch innerhalb eines Staates gewaltsame Bewegungen oder doch Machtkämpfe an, die dem lebendigen Rechte emporhelfen. Sie schaffen neues Recht, indem sie altes zerbrechen. Wievielmehr gilt das alles vom

¹⁾ D. Fr. Strauß, Der alte und der neue Glaube. 1872 S. 255: „Warum agitiert man nicht auch für Abschaffung der Gewitter?“ Jedoch bleibt Strauß' Rechtfertigung des Krieges fast völlig im Naturalismus stecken (S. 252—257).

internationalen Leben! Auch hier kann „das Recht“ nicht die wahre Gerechtigkeit sein.¹⁾

Weder die naturrechtlichen Ideen der internationalen Demokratie noch der konservativ-geartete Rechtsbegriff sind demnach geeignet, als Norm für die Beurteilung und künftige Gestaltung der Völkergeschichte zu dienen — und zwar zuletzt, weil beide Theorien kein Verständnis für die lebendige Geschichte haben. Sie werden für jeden, der mit ihnen die Wirklichkeit meistern will, zum Gößen, dem Lebendiges geopfert werden soll. Das wirkliche Recht in der Weltgeschichte ist ein lebendiges und ein Recht des Lebendigen. Der konservative und demokratische Rechtsbegriff sind durch einen „organischen“, entsprechend dem organischen Prozesse der Lebensentwicklung in der Völkergeschichte, zu ersetzen. Mit den Völkern wird ihr Recht geboren, wächst, mindert sich, stirbt. Es ist, ganz allgemein gesprochen, das Recht des Tüchtigen (im Sinne der Kraft geschichtlichen Lebens). Man mag diese lebendige, organische Auffassung der Gerechtigkeit „biologisch“ nennen.²⁾ „Recht naturalistisch“ ist sie trotzdem nicht entfernt. Das wird deutlich, sowie wir die Normen der lebendigen Völkergeschichte, die in jenem „Rechte des Tüchtigen“ beschlossen liegen, im einzelnen entfalten.

Zunächst zeigt sich, daß zur geschichtlichen „Tüchtigkeit“ in hohem Maße auch geistig-sittliche Kräfte gehören: die Hingabe eines Volkes an seine erkannte geschichtliche Aufgabe, Verantwortungsbewußtsein, Opferwilligkeit, Zucht, Arbeitswille. Und die Gesundheit an Körper und Wille, die Arbeitskraft, die Unverbrauchtheit, Zeugungskraft und Fruchtbarkeit an Leib und Seele (alles das gehört zur „Tüchtigkeit“) sind gewiß zunächst Naturgabe, die, wie das Leben des einzelnen altert, infolge der Nebenwirkungen einer

¹⁾ Auch das Völkerrecht ist relativ und kann vom Leben überholt, gewandelt, ja zerbrochen werden. Baumgarten (Politik und Moral, Tübingen 1916) bezeichnet mit Recht das Völkerrecht als „einen Vertrag, der nur so lange gilt, als er nicht mit den Existenzbedingungen eines Staates streitet“. / ²⁾ Vgl. meine Besprechung der oben angeführten Schrift von Schrörs, Kriegsziele und Moral 1917, im Theol. Lit.-Bl. 1918, Sp. 336 ff.

fortschreitenden, verfeinerten, differenzierten Kultur offenbar mit entwicklungsgeschichtlicher Notwendigkeit der Dekadenz und Zersetzung verfällt (vgl. das Schicksal der Weltreiche des Altertums, besonders Roms), aber ihre längere Bewahrung oder ihre Vergeudung vor der Zeit bleiben zugleich in stärkstem Maße sittlich bedingt. Die Sünde gegen das sechste Gebot, der Geburtenrückgang, die Alkoholfeste, das Versinken in verweichlichender Kultur und sattem Wohlleben, die Selbstsucht einzelner Stände und Parteien — diese sittlichen Schäden sind zugleich Sünden gegen die geschichtlichen Lebensgesetze, an denen ein Volk sterben kann. Und so gewiß diese Gesetze sich nicht einfach mit den sittlichen Normen im engeren Sinne decken, jedenfalls nicht in ihnen aufgehen, so gewiß erweist im Leben der Völker der alte Satz „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben“ immer wieder seine ewig junge Wahrheit.

Sicherlich ist die lebendige Gerechtigkeit in der Geschichte oftmals eine gar andere, als wir nach unseren kurzsichtigen und schulmeisterlichen Gedanken von einer sittlichen Weltordnung sie erwarten. Nicht die „Guten“ werden emporgeführt über die „Schlechten“, nicht das „Recht“ und die „gerechte Sache“ (etwa gar im Sinne des konservativen Rechtsbegriffs) hat den Anspruch, über das „Unrecht“ zu triumphieren; sondern das Junge, Wachsende steigt über das Alternde, Satte empor, das Gesunde über das Morische, der Wille über die Trägheit.¹⁾ Nicht der Zufall also herrscht in den großen Entscheidungen und Verschiebungen der Weltgeschichte, auch letztlich nicht die Willkür und Frivolität einzelner,²⁾ noch weniger freilich das „Recht“, sondern sehr bestimmte

¹⁾ Man denke nur an den Einbruch der Germanenstämme in das römische Weltreich! — Die innere Fortbewegung und Verjüngung der menschlichen Kultur ist bisher ganz überwiegend durch jene gewaltsamen Völkerbewegungen bedingt gewesen. / ²⁾ D. Fr. Strauß a. a. O. S. 254: „Uns hat seitdem eine tiefere Geschichtsbetrachtung gelehrt, daß es der Entwicklungstrieb der Menschheit und der Völker ist, der durch die persönlichen Triebfedern, den Ehrgeiz, die Herrschaftsucht jener Individuen hindurch wirkt.“ „Welcher Unterschied des intellektuellen und moralischen Wertes und ebenso der kriegerischen und politischen Bedeutung

unverbrüchliche Lebensgesetze, die für das Steigen und Fallen, Aufkommen und Vergehen der Völker gelten. Sie sind nicht mit den sittlichen Gesetzen des Einzelnebens zu verwechseln, sondern als viel umfassendere organische Lebensgesetze von ihnen zu unterscheiden.¹⁾ Aber darin teilen sie die Eigenart der sittlichen Normen, daß jede Sünde gegen sie sich unweigerlich und furchtbar rächt. Völker können ihre niemals so wiederkehrende Stunde versäumen, die Stunde aufzustehen vom Schlaf zu einem großen Entschlusse, auch die Stunde zu einem Kriege — und ihre ganze weitere Geschichte ruft ein einziges „Zu spät!“ und zeugt von der heillos versäumten Gelegenheit. Ein Volk kann von seiner Höhe dadurch fallen, daß ein großes geschichtliches Erbe in unwürdige oder unfähige Hand kommt, daß die Söhne auf den Lorbeeren der Väter einschlafen. Oder eine Nation lebt über ihre Verhältnisse und über ihre Kraft, tritt etwa durch eigenen Ehrgeiz und Willen oder infolge der Verhältnisse in die Weltpolitik ein mit ungenügender Begabung und unzureichender politischer Kraft — sie muß den Fehlgriff und Irrweg in harten Erfahrungen büßen. Vor allem aber: niemals ist es die brutale, massive, materielle Macht als solche, die auf die Dauer emporführt. Willkürliches, frivoles Bertreten fremden Lebens aus bloßer Machtgier und schrankenlosem Ausdehnungstrieb hat sich noch immer schwer gerächt.²⁾ Eine innerlich unwahre Gewalt-herrschaft, ohne den geschichtlichen Beruf und die sich bewährende

auch zwischen einem Alexander und einem Attila, einem Cäsar und Napoleon stattfinden möge: weltgeschichtliche Hebel bleiben sie allesamt; wir können uns die Entwicklung der Menschheit, den Fortschritt ihrer Kultur, ohne ihr Eingreifen nicht denken.“ / ¹⁾ Vgl. die vortrefflichen Ausführungen von Joh. Müller, Kriegseindrücke und Kriegsfragen 1915 S. 27 ff. / ²⁾ So ist die Rücksichtnahme auf die anderen Völker schon ganz einfach durch das wohlverstandene Lebensinteresse des eigenen Volkes geboten. Die Völker sind schon rein durch biologische Verhältnisse aufeinander angewiesen. Es ist auch zu beachten, daß zu der in der Geschichte wirksamen Macht auch das Vertrauen, der Kredit bei anderen gehört. Dieser beruht, wie im wirtschaftlichen Leben so auch in der Politik ebensowohl auf geistig-sittlichen Tatsachen, z. B. der Stetigkeit und dem Ernste des geschäft-

„Tüchtigkeit“ scheitert einmal. Das zeigt die Geschichte deutlich. Die Macht stirbt einmal an ihrem Unrecht (im lebendige- geschichtlichen Sinne des Wortes), nicht daran, daß junges, gesundes Leben das Recht des Bisherigen verletzt, fremde Ansprüche durch- kreuzt und sich auf Kosten des Unkräftigeren Bahn bricht — wie wäre geschichtliches Leben ohne das denkbar! —, aber an dem Mißverhältnis von Tüchtigkeit und Herrscherwillen, von Kraft und Anspruch, an ihrer Willkürlichkeit, an ihrer Lüge.

So führt der biologisch orientierte Begriff der Gerechtigkeit, wie wir ihn aus der lebendigen Geschichte erheben, keineswegs zu „naktem Naturalismus“ und kommt nicht im mindesten, wie Schrörs¹⁾ fürchtet, „auf eine Herrschaft der reinen Gewalt und auf die Verkündung eines Rechtes auf Kampf aller gegen alle“ hinaus. Daß es sich nicht um ein schrankenloses Sich-Ausleben der Völker im Drange zu wachsen und zu herrschen handelt, ist uns völlig klar geworden. Das bloße Machtideal und der rein naturhafte Ausdehnungstrieb erscheinen, an der Geschichte gemessen, als Entartungen und Vergehen gegen die geschichtlichen Lebensgesetze.

Aber soviel haben wir durch die Besinnung auf die lebendige Gerechtigkeit der Geschichte gewonnen: daß uns der konservative Gerechtigkeitsbegriff ebenso als unzulänglich erwiesen ist wie das „natürliche“ Völkerrecht unserer Demokraten, die wirklichkeits- fremden, von jeder Ehrfurcht vor der geschichtlichen Gerechtigkeit

lichen bzw. politischen Handelns wie auf der realen Kraft, dem „Vermögen“ eines Unternehmens oder Staates. Im Begriffe des „Reellen“, des „Tüchtigen“ liegt beides. Weil zügellose Machtpolitik das Vertrauen zerstört, zerlegt sie die Macht selbst. Vgl. H. Seeberg a. a. O. S. 23: „Aber eben deswegen ist keine Politik vernünftig und dauerhaft, die es auf Entehrung, Knechtung und Aus- beutung anderer Völker abzielt.“ Aber mit einer Politik, deren Leitwort die „Liebe“ sein soll (so die Religiös-Sozialen), hat dieses nichts zu tun. — Kraft unerbittlicher, geschichtlicher Lebensgesetze wird sich die furchtbare und brutale Vergewaltigung Deutschlands durch seine Feinde an ihnen rächen. Sie ist ge- schichtliche Schuld. Aber es ist fromme Sinnlosigkeit, wenn man den Gegnern mit dem Hinweis auf die Liebesethik und Jesus kommt und mit Rade (Christl. Welt 1919 Spalte 98) fragt: „Wird Christus siegen auf der Friedenskonferenz?“ /

¹⁾ a. a. O. S. 42.

verlassenen Ideen der Gleichberechtigung und Selbstbestimmung. Von beiden Gerechtigkeitsbegriffen aus gesehen stellt sich die Weltgeschichte als eine einzige Kette von Rechtsbrüchen und Ungerechtigkeiten dar.¹⁾ Bismarcks Werk ist dann die reine Revolution, der „Umsturz von oben“. Die Störung eines bestehenden „Gleichgewichtes“ muß von dem konservativen Gerechtigkeitsgedanken aus stets als „Unrecht“ empfunden werden — man erinnert sich daran, welchen Eindruck das geeinte und aufstrebende Deutsche Reich seit 1870 in der Welt machte. Aber jenes „Recht“ des Bestehenden und Legitimen kann zum Bösen werden. Wir horchen auf den lebendigen Herrn der Geschichte und auf seine Gerechtigkeit.

Damit enthüllt sich uns dann zugleich die übliche Alternative „Macht oder Recht“ als eine große Gedankenlosigkeit. „Das Recht“ soll statt der „Macht“ herrschen? Aber wie soll „das Recht“ herrschen ohne Macht? Recht ohne den starken Willen, der sich zu ihm bekennt, und ohne die lebendige Kraft, es geltend zu machen, Recht ohne „Macht“ in diesem Sinne hat kein Recht in der Geschichte.²⁾ Auch die Macht im Sinne geschichtlicher Tüchtigkeit hat ihr „Recht“³⁾

¹⁾ Ganz konsequent von seinem Standpunkte aus verwirft Fr. W. Förster (Weltpolitik und Weltgewissen 1919) die Bismarcksche Realpolitik. Er ist Gegner jeder gewaltsamen politischen Umgestaltung und brandmarkt Bismarcks Großtaten zur Einigung Deutschlands als revolutionäre Gewalttatte. Wenn F. Curtius (Christl. Welt 1918 Sp. 460 f.), der Försters Buch sonst warm begrüßt, hier von Förster abbrückt, so macht das zwar seinem gesunden Wirklichkeitsfönn und seinem guten deutschen Herzen Ehre, ist aber inkonsequent. / ²⁾ Ein großes Volk, das nicht mit entschlossenem Willen und aller Kraft hinter seinem geschichtlichen Rechte steht, sondern sein „Recht“ von der Gerechtigkeit anderer würdelos erwartet, verwirkt eben damit seine geschichtlichen Rechte und hat den Gewaltfrieden, mit dem man es in Fesseln schlägt, nur verdient. Das ist die harte, aber gesunde und männliche Gerechtigkeit der Geschichte. Vgl. auch den lehrreichen Vortrag des Prinzen Max von Baden über „Völkerbund und Rechtsfrieden“ in den Preuß. Jahrbüchern 1919, Märzheft. / ³⁾ Vgl. D. Baumgarten a. a. O. Dazu E. Kolffs, Christl. Welt 1916 Spalte 804 ff. — Ganz übereinstimmend mit meinen oben ausgeführten Gedanken heißt es bei W. S. 126: „Die Macht, von der wir Realpolitiker urteilen, sie sei Recht und höchstes sittliches Gut, ruht auf den tiefen Grundlagen der sittlichen Kulturkraft.“

und schafft Recht und ist Recht. Die Alternative „Macht oder Recht“ versagt gegenüber der Tiefe des wirklichen Lebens. Man denke nur an die Wechselbeziehung zwischen Macht und Vertrauen im Völkerleben (vgl. S. 454 Anm. 2)! Zur Macht gehört auch Vertrauen, Kredit, also geistig-sittliche Beziehungen, deren Grundlage dem, was wir „Recht“ nennen, verwandt ist: Klarheit, Realität, Verantwortungsbewußtsein des politischen Handelns eines Staates. Und doch findet Kredit im weltpolitischen Leben immer nur die reale Macht, die wirkliche Kraft, genau wie im Geschäftsleben — wenn auch nicht um der nackten Macht, sondern um der charaktervoll, geistig-sittlich geleiteten Macht willen. So wie man also die „Macht“ tief genug als Entfaltung von geschichtlicher Tüchtigkeit und das „Recht“ nicht als starres, sondern als lebendiges, organisches versteht, ist die Alternative in ihrer Ausschließlichkeit überwunden.¹⁾ Überall finden sich Wechselbeziehungen. Das Recht bedeutet nichts ohne Macht, aber es gibt auch keine wahre, dauerhafte Macht ohne „Recht“ im tiefsten Sinne.

In diesem Zusammenhange lernen wir den Sinn des Krieges in der Weltgeschichte verstehen. Es handelt sich nicht um die Rechtfertigung aller oder auch nur der meisten Kriege. Wieviel willkürliche Kriege durch dynastische Herrschaftsucht und rohe Raubgier hervorgerufen sind, weiß jedermann. Aber damit ist noch nicht über die Frage entschieden, ob nicht die kriegerischen Auseinandersetzungen als solche sich dem dargelegten Verständnis der Geschichte einordnen, aus ihm als notwendig folgen.

Die Konflikte im Völkerleben entstehen nicht erst aus Entartungen, wenn schnöder Neid und freche Gier den Frieden willkürlich bricht, wenn ein maßloser Ausdehnungs- oder Machttrieb die Nachbarn vergewaltigen will. Die schlichte Erkenntnis des Wirklichen lehrt uns, daß überall in der Welt die Willen und die

¹⁾ Das wahre Recht der welfischen Bewegung in Hannover liegt nicht darin, daß 1866 von Preußen „Recht“ verletzt wurde. Die welfische Bewegung als Macht, als gesammelter und bewährter Wille des niedersächsischen Volkes zum eigenen Leben ist ihr eigenes bestes Recht.

Lebensansprüche und die noch ungelebten Möglichkeiten aufeinanderstoßen, einander durchkreuzen und ausschließen.¹⁾ Kann das besonnene Urteil in jedem Falle Schuld und Recht auf die streitenden Parteien verteilen? Nicht immer stoßen Recht und Unrecht gegeneinander. Das ist vielmehr die Tragik der Menschengeschichte, daß auf unserer engen Erde auch Recht und Recht gegeneinander stoßen. Nicht Willkür der Tyrannen oder der Besitzenden oder eines „Militarismus“, sondern eisenharte Notwendigkeiten herrschen hier. Das Recht des wachsenden jungen Lebens bricht in das Recht des Bisherigen ein. Diese Zusammenstöße sind organisch bedingt und daher elementar. Wie kann hier je ein Schiedsgericht entscheiden und das „Recht“ finden?

Kein Volk tritt mit der Klarheit über seinen geschichtlichen Beruf in die Geschichte ein und auch späterhin, im Laufe seiner Entwicklung, weiß es nicht ein für allemal um ihn. Seine Geschichte selbst wird ein Lasten und Wagen, welche Wege Gott gehen heißt und wo er die Grenze für eines Volkes Leben und Beruf zieht. Das sind die großen Stunden im Völkerleben, wenn ein Volk aufs neue vor der Frage nach seiner geschichtlichen Aufgabe, nach seinem Rechte auf Entfaltung und Zukunft steht. Wie wird die Frage so brennend wie bei dem Zusammentreffen der Lebensinteressen und Ansprüche zweier Völker.

Darf ein Volk in solcher Stunde die Entscheidung über seinen geschichtlichen Beruf in die Hände eines Schiedsgerichtes legen? In untergeordneten Dingen, bei manchen Interessengegensätzen mag

) Vgl. R. Heims tiefgrabenenden Vortrag „Krieg und Gewissen“ auf der Bernigeröder christlichen Studentenkonzferenz (Bericht 1916. Furcht-Verlag, Berlin). Heim leitet die tragischen Notwendigkeiten von Konflikt und Krieg in unserer Welt aus einem Urabfall der Kreatur von Gott her. R. H. Grünmacher (Theol. der Gegenwart XI (1917) S. 40 ff.) bezeichnet die staatliche Machtpolitik, die mit dem Wesen des Staates gegeben und als geschichtliche Notwendigkeit zu erkennen ist, einfach als „Sünde“. Mir scheint es nicht richtig, die Irrationalität der Welt und den Dualismus von Reich Gottes und Weltpolitik durch den Hinweis auf die Sünde ableiten zu wollen. Das heißt, das Irrationale durch Rückgang auf ein anderes rationalisieren.

ein Völkerschiedsgericht durch billigen Ausgleich Konflikte verhindern und auch sonst durch Beseitigung von Mißverständnissen viel unnötige Gereiztheit und Erbitterung im Keime ersticken können. Aber wenn nun trotz aller pazifistischen Schulmeister und Ideologen die großen Wende- und Wetterstunden in dem Leben der Völker kommen! Wenn nun die großen Völker um die Macht und das Vorrecht, die Geschichte führend zu gestalten, miteinander ringen! „Das ist nun der Streit, den keine menschliche Vernunft in rechnendem Abwägen gerecht entscheiden kann. Wieweit hat das eine Volk ein Recht, seine Art auszuleben, wie weit soll sich neben ihm und vielleicht machtvoller als es das andere entfalten? Wer begrenzt den beiden, den vielen, die nach der Macht, ihr Können zu zeigen, verlangen, die Gebiete ihres Schaffens?“ (E. Hirsch).¹⁾ Wer darf es da wagen, über den Anspruch eines jungen, sich zum ersten Male auf sich selbst besinnenden Volkes, eine eigene Geschichte zu wirken, entscheiden zu wollen? über seine „Tüchtigkeit“ im behandelten Sinne, über seine Reise zur Selbstbestimmung, über seinen geschichtlichen Beruf, über seine Lebenskraft und sein Recht, statt einer anderen Nation oder doch neben ihr von nun an zu führen? Wieweit ein Volk innerlich morsch geworden und zum Fallen verurteilt ist, wieweit es seinen geschichtlichen Beruf verwirrt und sich als Weltvolk überlebt hat, wieweit seine Geltung in der Welt innerlich unwahr geworden und ein Mißverhältnis zwischen Tüchtigkeit und Geltung eingetreten ist, das vermag kein Schiedsgerichtshof zu ermessen — selbst wenn er (wir wollen das aller Wahrscheinlichkeit entgegen einmal voraussetzen!) nach bestem Wissen und Gewissen wirklich das „Recht“ festzustellen und nach ihm zu entscheiden suchte. Das Recht in der lebendigen Geschichte ist nicht rational feststellbar! Wie jämmerlich und lächerlich erschiene in einer Stunde der Geschichte, da das Steigen oder Fallen großer Völker in Frage steht, ein billiger Ausgleich der Interessen, etwa

¹⁾ In dem ausgezeichneten Aufsatze „Der Pazifismus“ 1918 (s. oben S. 431). Mit Hirsch berühren sich meine Gedanken über Geschichte, Gerechtigkeit und Pazifismus weit hin. In vielem einzelnen hat Hirsch an meiner Auffassung mitgearbeitet.

nach dem Grundsatz der „Gleichberechtigung“! In allen ernstesten Lebensfragen müssen die beteiligten Völker diesen Weg der Entscheidung als unwürdig empfinden. Er bedeutet ja in der Tat nichts anderes als eine Vergewaltigung des lebendigen Rechtes, das sich in der Geschichte durchsetzt. Nicht in jedem Falle durch gewaltsame Zusammenstöße hindurch; die geschichtliche Gerechtigkeit kann sich auch in friedlichem Wettbewerb vollziehen.¹⁾ Das eine Volk bleibt zurück, verkümmert, verliert an geschichtsgestaltender Kraft, das andere steigt mächtig empor. Aber statt solcher allmählichen Verschiebungen, die oft durch Jahrhunderte gehen, geschieht es immer wieder, daß, kraft besonderer Wendungen und Verwicklungen der Geschichte, große Völker sich mit einem Schlage vor ihre geschichtliche Entscheidungsfrage gestellt sehen. Sie können plötzlich, wenn langsame Entwicklungen reif geworden und vorbereitende Zeiten erfüllt sind, Auge in Auge der kritischen Stunde, die ihre Zukunft für Menschengeschlechter hinaus zu gestalten bestimmt ist, gegenüberstehen. Dann faßt sich, was sonst im Wettstreite von Generationen ausgetragen würde, in das ungeheure Ringen eines geschichtlichen Momentes zusammen. Das ist der Krieg.

Und die Entscheidung des Krieges ist gerecht. Die lebendige Gerechtigkeit der Geschichte setzt sich in ihm durch. Nicht freilich die der Schulfstube, nicht die einer sittlichen Weltordnung im üblichen Sinne. Und doch eine unverbrüchliche Gerechtigkeit, in der wir den Herrn der Geschichte selber gegenwärtig spüren. Nicht die „gerechte Sache“ (wir wiederholen es!) siegt, sondern der zum geschichtlichen Leben Tüchtige, im oben entfalteten Sinne des Wortes, wird emporgeführt. Die gleichen Eigenschaften, die ein Volk befähigen, zum Führen und Gestalten einer Geschichtsepoche aufzusteigen, entscheiden auch im Kriege — sicherlich nicht nur die rohe Kraft, sondern auch Geist und harter Wille; umgekehrt: gewiß nicht nur Gaben des Geistes und Tugenden des Willens, sondern auch die

¹⁾ Vgl. R. Seeberg, Das sittliche Recht des Krieges. Internationale Monatschrift. IX. 1914. S. 170 ff.

Urgesundheit einer unverbrauchten, un vergifteten Volkskraft. Es ist so wie E. Hirsch in seinem durch befreiende Klarheit und lutherische Männlichkeit des Denkens gleich ausgezeichneten Aufsatz über den Pazifismus¹⁾ sagt: „Die unerbittliche Gerechtigkeit des Krieges ist höher und besser als jede, die wir uns auszudenken vermöchten“. „Der Krieg bringt einen Staat so weit zu Macht und Ehren, als er den Beruf hat zur Herrschaft. Das ist die große Gerechtigkeit des Krieges. Die Völker, die im Kampf ihre Selbständigkeit verlieren, haben es in der Regel nicht verdient, einen eigenen Staat zu haben“. „Sein Leben und seine Zukunft kann kein gesund empfindendes Volk von menschlichem Schiedsspruch abhängig machen. Die letzte Entscheidung über sein Geschick soll und darf es empfangen wollen aus den Händen des Herrn der Geschichte selbst“. 2)

¹⁾ a. a. O. S. 12f. Seine Sätze bietet auch R. Seeberg a. a. O. S. 171. Der Krieg ist „die Revision des Verhältnisses von Geltung und realer Kraft in der Geschichte. Er weist den Völkern ihre Stellung an nach dem Maßstabe ihrer Kräfte . . . der Krieg bringt die Wahrheit an den Tag. . . . Er ist das große Examen der Weltgeschichte. Die einen rücken herauf, die anderen kommen herunter. Und dies Examen ist gerecht. Hierin ist das sittliche Recht des Krieges begründet. Gott selbst schreitet hin in Krieg und Sieg durch die Geschichte der Menschheit“ usw. / ²⁾ Daß die Entscheidung, die der Krieg gibt, gerecht ist, vertreten wir auch angesichts der deutschen Niederlage im Weltkriege. Freilich muß vorweg bemerkt werden, daß Frankreich nur dem Scheine nach Sieger ist. Daß es sich bei Frankreichs Triumph nicht um das Emporsteigen der Tüchtigkeit über das Morosche handelt, ist selbstverständlich und wird in wenigen Jahren hervortreten. Der Weltkrieg war ein Ringen zwischen Deutschland und dem Angelsächsentum um die Entscheidung, ob neben der angelsächsischen Weltmacht die deutsche Art selbständig die Geschichte und ein Stück der Welt gestalten dürfe. Unsere Niederlage ist geschichtlich gerecht. Denn der Krieg hat zutage gebracht, daß uns Deutschen die Fähigkeit zur Weltpolitik und wichtige, für ein führendes Volk unentbehrliche Eigenschaften fehlen, jedenfalls noch fehlen. Das völlige Versagen der deutschen Politik seit 1890, unsere Unfähigkeit, andere Völker zu behandeln, entscheidende geschichtliche Augenblicke zu erkennen, unsere jammervolle Enge des Blicks, die Zwiespältigkeit und Unstetigkeit unseres politischen Willens — das alles hat der Krieg an den Tag gebracht, um dessentwillen hat er gegen uns entschieden. Unsere eigene Unreife und Unzulänglichkeit schließen uns durch die Entscheidung des Krieges vorerst aus der Reihe der führenden Völker aus.

Das sind nun freilich Tiefen der Wirklichkeit, an denen Menschenwitz und Menschenurteil der Pazifisten zuschanden werden. Der Pazifismus ist (wie jede naturrechtliche Denkweise) im Grunde Rationalismus. Er meint die irrationale, elementare Lebendigkeit der Geschichte, im Steigen und Fallen der Völker, in die Fesseln einer durch Schiedssprüche schulmeisternden rationalen Rechtsordnung schlagen zu dürfen — bis die Wirklichkeit solche Unnatur eines Tages furchtbar sprengen wird! Dem Pazifismus fehlt die Ehrfurcht vor der geschichtlichen Wirklichkeit und ihrer Gerechtigkeit, die da höher ist denn alle Vernunft und unserer Berechnungen und „Gerechtigkeit“ spottet. Wir aber wissen, daß in der Irrationalität der Völkergeschichte und ihrer Gegensätze der Herr der Geschichte selber spürbar wird, der die Völker kommen und gehen, steigen und fallen heißt nach seinem freien, schöpferischen Willen und seinen geschichtsimmanenten unverbrüchlichen Gesetzen.¹⁾ Darum haben wir den schnellen Worten, das „Recht“ müsse im Völkerleben herrschen, den Abschied gegeben und sind überzeugt, daß der Krieg kein Attentat auf die Geltung des Rechts unter den Völkern zu bedeuten braucht, sondern gerade dem Durchsetzen des in der Geschichte lebendigen Rechtes dienen kann.²⁾

¹⁾ Vgl. E. Hirsch a. a. O. S. 13: „Gott zeigt uns, daß er der Herr ist, der sich das Recht nimmt, unser Recht zu zerbrechen. Er zeigt uns, daß er unergründlicher lebendiger Wille ist, der sich nicht berechnen und begreifen läßt, der allewege Neues schafft auf wunderliche Weise.“ „In langen Friedenszeiten erscheint im Bewußtsein der Völker das Verhältnis der Menschheit zu Gott leicht in einem falschen Lichte. Sie sehen die großen Erfolge verständiger Organisation. Sie kommen auf den Gedanken, daß es ihrer Klugheit gelingen werde, Welt und Leben in eine einzige, zuverlässig arbeitende Einrichtung zu verwandeln. Darüber verblaßt ihnen der Gottesgedanke. / ²⁾ Cordes a. a. O. S. 40 spricht von Leuten, „die im Namen des Christentums den Krieg als für alle Erdenzeit gottgewollte Ordnung preisen“. Wen meint er? Wir „preisen“ den Krieg nicht, sondern wir begreifen ihn mit tiefem Ernste; und zwar nicht einmal „im Namen des Christentums“, sondern kraft nüchterner Besinnung auf die in dem geschichtlichen Leben mächtig waltende Gerechtigkeit.

VI. Die pazifistische Weltordnung — kein sittliches Ideal.

Mit allem Borigen ist im Grunde schon darüber entschieden, daß es sich bei dem Pazifismus nur scheinbar um eine Versittlichung der Völkerbeziehungen durch das Aufrichten einer Rechtsordnung, in Wirklichkeit aber um eine Vergewaltigung der lebendigen geschichtlichen Gerechtigkeit handelt; daß insolgedessen die Mitarbeit für das pazifistische Ideal niemals als sittliche oder gar christlich-sittliche Pflicht begründet werden kann, daß vielmehr umgekehrt der pazifistische Eifer, die Geschichte zu reglementieren, sich schwer mit der Ehrfurcht des Christen vor dem lebendigen gerechten Walten Gottes in der Geschichte verträgt.

Aber es dient der Sicherheit unserer Stellungnahme, wenn wir die völlige Beziehungslosigkeit zwischen Ethik und pazifistischer Weltordnung noch anderweitig nachweisen.

Darüber freilich besteht kein Zweifel, daß der pazifistische Gedanke bei vielen seiner Vorkämpfer von einer mächtigen sittlichen Begeisterung getragen wird. Wir erkennen das rückhaltlos an, so bitter uns auch in diesen furchtbaren Tagen der Vergewaltigung unseres Volkes jedes Wort vom Völkerbunde klingt. Dem Präsidenten Wilson und vielen bedeutenden Männern in den feindlichen und neutralen Ländern, vielen unserer deutschen Demokraten, wie dem Prinzen Max von Baden, ist die Aufrichtung der Herrschaft des Rechtes unter den Völkern eine Sache des sittlichen Gewissens und ehrlichen begeisterten Glaubens. Ein moderner Messiasglaube, mit aller Inbrunst und Sehnsucht, mit allem Pathos und leuchtenden Worte, geht heute durch die Lande — das elementarste Empfinden der leidgepeinigten Menschheit jauchzt ihm zu, aber er ist mehr als eine nach fünf grauenvollen Jahren begreifliche Reaktion des zerschlagenen Menschheitsleibes, der erschöpften Nerven unseres Geschlechts — er gibt sich als eine Forderung des Weltgewissens, er wird zum klar erfaßten Willensziel hervorragender geistiger Führer, die über den wechselnden Stimmungen der Masse stehen.

So gewiß erst die Katastrophe des Krieges jenen Männern den Mund geöffnet und den Willen zur schnellen Tat entbunden hat, wollen sie doch nicht etwa nur das zur Stunde übermächtige Bedürfnis der ganzen vom Kriege betroffenen Menschheit nach Ruh und Aufbau befriedigen;¹⁾ sie wissen und fühlen sich vielmehr als die Herolde und Pioniere einer längst ersehnten und längst angebahnten Ethisierung der geschichtlichen Völkerbeziehungen.²⁾ Ob

¹⁾ Das wäre der „Ermüdungspazifismus“, von dem Max Weber (Deutschlands künftige Staatsform, Flugchriften der Frankfurter Zeitung, 1919 S. 11) im Gegensatz zum nationalen Pazifismus redet. | ²⁾ Vgl. hierzu etwa die Reden des Prinzen Max von Baden in der badischen ersten Kammer und im deutschen Reichstage (z. B. vom 22. Oktober 1918): „Wenn wir eingesehen haben, daß der Sinn dieses furchtbaren Krieges vor allem der Sieg der Rechtsidee ist und wenn wir dieser Idee nicht widerstreben und uns ihr unterwerfen, nicht mit inneren Vorbehalten, sondern mit aller Freiwilligkeit, so finden wir darin ein Heilmittel für die Wunden der Gegenwart und eine Aufgabe für die Kräfte der Zukunft. . . . Sind einmal diese Menschheitsziele unser, so wird uns die Zusammenarbeit der Nationen zu der großen bedeutenden Aufgabe gelingen.“ — Das sittliche Pathos und der tiefe Überzeugungsernst des Pazifismus ist besonders spürbar bei Fr. W. Förster, Weltpolitik und Weltgewissen. München 1919. — Unter den Amerikanern hebt sich eine Gestalt wie die des Professors Walther Rauschenbusch († im Juli 1918; vgl. Christl. Welt 1919 Sp. 9 ff.) heraus. Vgl. For God and the People, Prayers of the Social Awakening 1910. In dem in seiner Art ergreifenden Gebete „Gegen den Krieg“ heißt es: „O Herr, seit das Blut Abels zu dir von der Erde schrie, die es trank, ist diese Erde besudelt worden mit Menschenblut, das durch Bruderhand vergossen wurde, und die Jahrhunderte seufzten über den unaufhörlichen Schrecken des Krieges. Immer wieder hat die Ruhmsucht von Herrschern und die Habgier der Mächtigen friedliche Völker auf die Schlachtbank geführt. . . . Empört darüber schreit unser Geist zu dir, und wir wissen, daß unser gerechter Grimm seine Antwort in deinem Zorne findet. Brich du den Zauber, der die Völker trunken macht von Kampfbegierde und sie hinreißt, sich zu willigen Werkzeugen des Mordes hinzugeben. . . . Stärke unser Gefühl für Gerechtigkeit und unseren Blick für die Gleichberechtigung anderer Völker und Rassen. Verleihe den Herrschern der Nationen Glauben an die Möglichkeit, Frieden durch Gerechtigkeit zu schaffen, und verleihe der Allgemeinheit des Volkes eine neue und entschiedene Begeisterung für die Friedenssache. . . . O du mächtiger Vater aller Nationen, durch ein starkes Gefühl der Blutsverwandtschaft und gemeinsamer Bestimmung binde deine ganze große Familie enger zusammen, damit endlich Friede auf Erden

dabei der Gedanke, die Forderungen des Christentums, speziell der Bergpredigt, auf die Politik anzuwenden („wir sehen heute immer mehr, wie der große Protest des Christentums gegen die Gewalt auch das politische Denken der Völker zu ergreifen beginnt“, Fr. W. Förster) oder der allgemeiner begründete sittliche Idealismus im Vordergrund steht, ist an dieser Stelle unwesentlich. Überall jedenfalls sieht man den einzig erträglichen Sinn des Weltkrieges darin, daß er die Völker und Regierungen reif machte für den Abbau der bisherigen Politik und die Begründung des Völkerbundes. Überall werden mit großem Ernste hohe Worte gepredigt: „Idee des Völkerbundes auf christlicher Grundlage, die Idee des Rechts als Gleichberechtigung und Gleichverpflichtung“, Überwindung des

komme und deine Sonne ihr erquickendes Licht über einen heiligen Brüderbund der Völker strahlen lasse.“ — Wir zweifeln nicht daran, daß unter den amerikanischen Pazifisten viele Männer von so unbedingt lauterem Willen und inniger Jesushingabe sind, die wirklich glauben, als Pazifisten sein Reich zu bauen. — Auch bei Wilson ist der Ton hohen Idealismus und echten Glaubens unverkennbar. Das sollten wir Deutschen trotz aller bitteren Enttäuschung in unseren Hoffnungen auf diesen Mann, dessen Blick angelsächsisch gebunden und durch die Lügenhege der Entente getrübt ist, offen anerkennen. Vgl. besonders die unbedingt Achtung gebietende schöne Rede Wilsons an die Ententekonferenz in Paris am 25. Januar 1919. „Wir haben die heilige Pflicht, dauernde Abmachungen zu treffen, die verbürgen, daß Gerechtigkeit geschieht und daß der Friede gesichert wird.“ „Wir haben unser ganzes Denken in seinen Dienst gestellt.“ „Ich muß ebenso wie sie (die amerikanischen Soldaten) als Kreuzfahrer für diese Dinge eintreten.“ — Die Führer der englischen Kirchen (Konferenz in Lambeth am 29. Oktober 1918) appellieren an „unsere Mitchristen aller Kirchengesellschaften, sich mit uns zu vereinen, um den Völkerbund als ganz besonders christliche Einrichtung zur Erlangung internationaler Gerechtigkeit und eines allgemeinen Friedens zu unterstützen“. „Wir anerkennen dies (die Annahme des Völkerbundes) als einen politischen Fortschritt im wahrsten und edelsten Sinne des Wortes.“ „Als Anhänger des Christentums . . . anerkennen wir in der Sache eines Völkerbundes für uns eine besondere christliche Verpflichtung.“ „Wir wissen, daß der Wille Gottes der Wille zum Frieden ist, der Wille, den Krieg in der ganzen Welt unmöglich zu machen.“ „Als Christen wollen wir auch versuchen, unseren eigenen christlichen Anteil an der Sache zu bewerkstelligen.“ Man erwägt, „wie dem Projekt eines Völkerbundes die Unterstützung der christlichen Kirchen verliehen werden könnte“.

nationalen Egoismus der Völker, Abtun des Glaubens an das Recht der Macht; ¹⁾ Freiheit jedes Volkes in der Welt, seine eigenen Herren zu wählen und sein eigenes Schicksal zu bestimmen; demokratische Volksfreiheit und Völkerfreiheit; Abschaffung der Geheimdiplomatie, Offenheit aller Verträge, Rüstungen usw., Politik des Vertrauens statt des bisherigen Mißtrauens; Arbeitsgemeinschaft statt sinnloser Entzweiung; selbstlose Vormundschaft der Kulturvölker für die unmündigen Völker Asiens und Afrikas usw.

Sind das nicht herrliche Ideen, sittliche Ziele, für die wir uns geschlossen einsetzen sollten? Gewiß — schöne Worte, deren Zauberklänge heute Unzählige hingegeben sind. Und doch eitel Schwärmerei und so überaus gefährlich, weil sie die Welt, die soeben aus der Lügenvergiftung des Krieges aufzuwachen beginnt, in eine neue Ära der Unwahrheit und des Mißbrauchs hoher sittlicher Begriffe führen.

Denn so viel ist sicher: niemals würde in der neuen Welt im Gegensatz zu dem bisherigen Appell an die Gewalt das Recht oder das Sittengesetz herrschen. Ein Völkerschiedsgericht würde nicht nach Recht und Gerechtigkeit entscheiden. Unsere deutschen Schwärmer für den Völkerbund und Schiedsspruch erhalten in dieser Beziehung jetzt einen furchtbaren Anschauungsunterricht. Ist es nur heute, da die Kriegsleidenschaften noch weiter fiebern, so? Nein — es kann gar nicht anders sein. Es ist für die großen Völker unmöglich, in ernstesten Streitfragen, die irgendwie ihre eigenen Interessen berühren, sich gleichsam über die Dinge zu stellen. Jedermann kann nur mit seinen Augen sehen. Von den Engländern dürfen wir in alle Wege nur englisches Denken erwarten. Nicht etwa, daß sie bewußt nur nach ihren Interessen entschieden. Sie werden gewiß ehrlich überzeugt sein, „der Gerechtigkeit“ zu dienen, wenn sie Eng-

¹⁾ So Prinz Max zu Anfang November 1918 in einem Telegramm an die Auslandsdeutschen. Das deutsche Volk habe zwar nicht den Sieg in dem Kriege erlangt, aber einen größeren Sieg, den über sich selbst und seinen Glauben an das Recht der Macht. — Dem Auslandsdeutschtum in seiner Not mußten diese Worte des wunderlichen Schwärmers wie ein unbewußter Hohn in dieser Stunde erscheinen.

lands Weltberuf vertreten. In ihrer Vorstellung von „Gerechtigkeit“ auf Erden stecken die z. T. beinahe religiös-begründeten englischen Ansprüche immer schon als unterbewußte Voraussetzung darin.¹⁾ Das gilt ähnlich von jedem bedeutenden Volke, das seinen Beruf fühlt. Von den großen Völkern aber sind andere, trotz alles Geredes über Staatendemokratie, Gleichberechtigung und Selbstbestimmung, durch die nackten Tatsachen wirtschaftlicher und oft auch kultureller Überlegenheit abhängig. Sie sehen daher die Welt mit den Augen des sie führenden Volkes an und denken seine Gedanken in weltpolitischen Fragen. So kann in dem Schiedsgerichte nicht eine über den Dingen stehende Gerechtigkeit das Wort führen, sondern (eine bittere Wahrheit für unsere Pazifisten!) die Interessen des mächtigsten Staates oder Staatenblockes, der über die größte wirtschaftliche und kulturelle Einflußsphäre und Einflußkraft verfügt, werden den Ausschlag geben. Die Gewalt wird herrschen — aber im Namen des Rechtes. Schwerlich wird man darin ein sittliches Ideal sehen können. Oft ist darauf hingewiesen worden, daß auch die neue Weltordnung den Zwang und gar den Krieg in dem Augenblicke nicht entbehren kann, wenn ein Volk oder auch beide interessierten Völker sich dem Rechtspruche nicht fügen. Das ist richtig.²⁾ Aber dem tiefer schauenden Blicke enthüllt sich überhaupt die neue Herrschaft des Rechtes nur als eine verkappte Herrschaft der Macht. Was ist damit gegenüber dem bisherigen Zustande gewonnen? Nur eins: „Der

¹⁾ Daher wird England jeden Krieg mehr oder weniger als Kampf für die „Gerechtigkeit“ auf Erden führen oder wie die Führer der englischen Kirchen in ihrem „Aufruf an die Christen Englands“ so bezeichnend sagen: „in der Welt, wie wir sie bisher gekannt haben, ist der Verteidigungskrieg oder der Krieg für einen Grundsatz eine unumgängliche Pflicht“. Diese englische Auffassung ist nicht Heuchelei im üblichen Sinne. Zum Verständnis vgl. R. Seeberg (Politik und Moral) S. 14—18. / ²⁾ So ist auch der am 14. Februar 1919 von der Konferenz der Ententebelegierten in Paris angenommene „Entwurf des Vertrages über die Gründung eines Völkerbundes“ ganz auf die Möglichkeit neuer Kriege eingestellt. Siehe den Abdruck des Entwurfs in der Deutschen Allg. Zeitung Nr. 80 (16. Februar 1919).

ganze erreichte sittliche Fortschritt der Menschheit besteht darin, daß sie es besser lernt zu lügen. Wenn der Sieger dem Besiegten gegenüber das Recht der Eroberung geltend macht, so redet er ehrlich. Wenn er sich dagegen das, was er begehrt, durch angeblichen unparteiischen Spruch solcher, die ihm zu willen sein müssen, geben läßt, so mißbraucht er heilige Begriffe“ (E. Hirsch).¹⁾ Was wird alles an Vergewaltigungen „im Namen des Rechtes“ vollzogen werden!

Es ist daher unerträglich, den Völkerbund als sittliches Ideal zu behandeln. Die Klarheit und Wahrheit verlangt, offen auszusprechen, daß die internationale Organisation der Völker eine Forderung der politischen Zweckmäßigkeit im Augenblick sein mag, aber mit sittlichen Idealen nicht das mindeste zu tun hat. Sicherlich ist ein Zweckverband der europäisch-amerikanischen Völker zur Verhütung von Kriegen und zur Lösung bestimmter gemeinsamer Aufgaben durchaus möglich. In Zeiten allgemeiner Erschöpfung kann er wertvolle Dienste leisten. Wie lange er halten, ob er alle Kulturvölker umfassen wird und die bevorstehende große Auseinandersetzung der gelben und weißen Rasse hinauszuschieben vermag, darf man fragen. Indessen gerade da er sich von der Utopie eines allumfassenden „ewigen“ Friedensreiches fernhält und abhebt, wird er in Kraft treten und arbeitsfähig sein können. In jedem Falle aber steht fest: Der Völkerbund mag das Werk einer richtigen politischen Berechnung sein, eine sittliche Tat und eine weithin leuchtende sittliche Wirklichkeit bedeutet er nicht, trotz alles Idealismus seiner Propheten. Die christliche Sittlichkeit hat mit der Arbeit für den Völkerbund nichts zu tun. Sie wendet sich vielmehr von dem Mißbrauch, der mit dem hohen Worte Gerechtigkeit getrieben wird, empört ab.

Aber vielleicht gehört der unleidliche Zustand, daß Macht sich mit Idealen des Rechts verbrämt, statt daß wirklich das Recht herrscht, nur zu den vorübergehenden Kinderkrankheiten des Völker-

¹⁾ a. a. O. S. 7. Die kritische Bergliederung des pazifistischen Ideals durch Hirsch gehört zu dem Besten, was leztthin über diese Dinge geschrieben ist.

bundes? Wenn wir darauf hinweisen, daß man den Völkerbund heute auf die Vergewaltigung Deutschlands aufbaut, daß er bisher nur wie eine Verewigung des Entente-Bündnisses erscheint,¹⁾ so werden ernste Pazifisten uns erwidern: sicherlich werde der Völkerbund in den ersten Jahrzehnten noch an den Folgen des unseligen Krieges, der Verhehung und Verkennung der Besiegten, leiden; fraglos werde er vorerst noch die Nachwirkungen der alten egoistischen Interessenpolitik zeigen und vielleicht in der edlen Maske der Gerechtigkeit Gewalt üben; die Völker können aus ihrem engen Gesichtsfelde nicht so schnell heraustreten. Aber das alles werde in demselben Maße aufhören, als in der neuen Welt die starre Selbstständigkeit der Nationen sich fortgehend in der umfassenden internationalen Lebensgemeinschaft auflöse und die bisher so reizbaren und exklusiven Nationalgefühle mehr und mehr in internationalen Gefühlen aufgingen. Und darauf hinaus führe jedenfalls die Entwicklung.

Dieses Zukunftsbild wird begründet durch eine vom Entwicklungsgedanken beherrschte Geschichtsphilosophie.²⁾ Am Anfange steht die Anarchie; jedermanns Hand wider jedermanns Hand. Der erste Fortschritt ist die Entstehung kleiner Rechtsgemeinschaften in Horde, Stamm und beginnendem Staat. Innerhalb solcher Abgrenzungen trat das Rechtsverhältnis an die Stelle der Gewalt; nach außen

¹⁾ „Journal des Débats“ sagt von dem Völkerbundsplan, der in Paris angenommen wurde: „eine dauernde Liga der verbündeten Staaten und Freunde der Entente“. Ähnlich Poincaré. Mit bitterer Enttäuschung müssen deutsche Pazifisten gestehen (Deutsche Allg. Zeitung 1919 Nr. 93): „So wie der Entwurf jetzt lautet, ist er der Versuch der vertragsmäßigen Verewigung einer Hegemonie der im sog. Vollsugsrat vereinigten Ententegroßmächte über die ganze Welt. Er ist ein grandioser Plan, den Frieden der Welt durch das rechtlich anerkannte Übergewicht einer politisch mächtigen Gruppe zu gewährleisten.“ „In seiner jetzigen Verfassung ist dem Entwurf der Vorwurf zu machen, daß er den Grundsatz der rechtlichen Gleichstellung der Staaten verletzt, daß es keine Staatsdemokratie ist, was da geschaffen wird, sondern eine Oligarchie der Sieger.“ Und Prinz Max von Baden im Februar 1919: „Der Völkerbund als Gemeinschaft vertrauender Nationen mit einer schöpferischen Kraft, die heilt und aufbaut, ist für meine Generation tot.“ / ²⁾ Zur Darstellung s. Cordes a. a. O. S. 5 ff.

hin aber, gegen andere Horden, Stämme, Staaten, galt nach wie vor die Gewalt. Aber der Entwicklungsprozeß steht nicht still: kleinere Staaten gingen in einem Großstaate auf, größere vereinigten sich zu einem Staatenbund. Immer mehr wurde so die Herrschaft der Gewalt und des naturalistischen Daseinskampfes durch Verträge und Rechtsbeziehungen eingeengt. 1866 noch kämpften die deutschen Staaten widereinander. Seither wurden sie ein Volk. Die vorher so wichtigen Sonderinteressen der Einzelstaaten traten völlig zurück hinter dem deutschen Gesamtinteresse und Allgemeingefühl. Warum nun sollte die Entwicklung nicht noch einen Schritt weitergehen: wie 1866 bis 1870 von den einander bekämpfenden deutschen Einzelstaaten zum Reiche, so 1919 und weiterhin von den gegeneinander stehenden Kulturvölkern zum Völkerbunde als Lebens- und Rechtsgemeinschaft, innerhalb deren ein kriegerischer Austrag der Konflikte bald ebenso unmöglich und widernatürlich erscheinen wird wie etwa innerhalb des deutschen Reiches! Heute drängen sich noch krankhaft die nationalen Ansprüche und Interessen der einzelnen Völker wie letzte, unverrückbare Notwendigkeiten vor und treiben die Nationen zu Neid, Haß, Heimtücke, in Konflikt und Krieg. Aber so gut wie die sehr lebhaften partikularistischen Interessen der deutschen Einzelstaaten heute in dem Reiche zwar nicht ihre Verneinung, aber ihren dauernden friedlichen Ausgleich finden, ja mehr und mehr in dem Gesamtinteresse und Gesamtleben des einen deutschen Volkskörpers „aufgehoben“ sind (im Hegel'schen Doppelsinne dieses Ausdrucks), so gut werden auch die nationalen Ansprüche und Lebensbedürfnisse der Völker in der großen internationalen Lebensgemeinschaft ihre Exklusivität verlieren und in dem Gesamtleben Befriedigung und zugleich Auflösung finden. Die Grenzen fallen ja. Nicht nur über die Abrüstung und stehenden Heere, über Zölle und Handelsverträge einigen sich die Staaten, sondern auch über soziale Gesetzgebung, Arbeitszeit und Arbeitslose, Demokratie und Parlamente, ja über die gemeinsame Bewirtschaftung und Verteilung der Rohstoffe, über die einzelnen nationalen Beiträge zur Weltwirtschaft. Was bedeuten da noch „nationale Interessen?“ Die Völker werden

erkennen, daß im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert das nationale Selbstbewußtsein ganz krankhaft überreizt war. Sie werden sich schämen, wieder lernen, was „Humanität“ im Sinne der großen deutschen Idealisten der Goethezeit hieß und statt „national“ vielmehr „menschheitlich“ denken. Mit ganz neuer Unmittelbarkeit werden die Nationen sich als Glieder eines großen Körpers fühlen. Damit vollendet sich dann kraft geschichtlicher Notwendigkeit die Entwicklung von der Anarchie der Urzeit zur internationalen Rechtsgemeinschaft.

Das ist, ob nun mehr ökonomisch-materialistisch, ob mehr kultur- und geistesphilosophisch ausgeführt, die Geschichtsphilosophie, die den Gedanken unserer bewußten Pazifisten zugrunde liegt. Aber diese Geschichtsauffassung erweist sich erstens als in sich falsch; zweitens vermag auch sie, ihre Richtigkeit einmal vorausgesetzt, die Stufe des Internationalismus und Völkerbundes nicht als ethisches Ideal zu erweisen.

Erstens: Die Darstellung der Geschichte nach diesem Schema ist weithin Konstruktion, die willkürlich nur die ihr sich fügenden Tatsachen benutzt. Stehen nicht der „Entwicklung“ von Nationalismus zum Weltbürgertum, vom Nationalstaat zur umfassenden Völkergemeinschaft immer wieder rückläufige Bewegungen gegenüber? Weltreiche mit Einheitsprache und Einheitsrecht wie das römische zerfielen und auf ihrem Boden wuchsen kräftige, differenzierte nationale Kulturen empor. Mag also auch entsprechend der Dialektik des Gegensatzes unsere Epoche eines höchstgesteigerten Nationalismus jetzt nach der Krise durch eine Zeit internationalen Denkens und Fühlens abgelöst werden (noch ist selbst das mir wenig wahrscheinlich!), so wird der Gegenstoß eines sich auf das nationale Eigenleben besinnenden Zeitalters ebenso sicher kommen. — Unerträglich ist es, wie jene Theorie die elementare und schöpferische Lebendigkeit der Geschichte in eine einzige Entwicklungsrichtung zwingen will.

Zweitens: Immer wieder meinen die Pazifisten auf uns Eindruck zu machen mit dem Satze: „die Entwicklung geht nun einmal in dieser Richtung — also ist Mitarbeit des Christen Pflicht!“

Hier liegt die heute so häufige und doch grundfalsche und verhängnisvolle Verwechslung von kultureller Entwicklung und sittlichem Werte vor. Kulturentwicklungen sind aber ethisch-neutral. Es ist hohe Zeit, daß diese elementare Erkenntnis der Ethik wieder nachdrücklich ausgesprochen werde. Selbst wenn jene Gesichtsbetrachtung, derzufolge die Richtung der Entwicklung sichtlich auf die internationale Rechtsgemeinschaft und das Weltfriedensreich hinwiese, recht hätte (was wir rundweg bestreiten), dann bedeuteten doch die Entwicklungsziele nicht im Entferntesten sittliche Werte. Auch die fortgehende Arbeitsteilung ist eine deutliche Tatsache unserer kulturellen Entwicklung. Stellt sie etwa einen sittlichen Wert dar? Im Gegenteil hat die Ethik reichlich Grund, von verhängnisvollen sittlichen Folgen jener in sich notwendigen Entwicklung zu reden. Ebenso wenig sind Weltkultur, Weltaustausch, internationaler Zweckverband, Internationalismus u. dgl. irgendwie sittliche Werte. Sie sind außersittlich, wie die Kultur selbst ein außersittlicher Begriff ist und in ihrer geschichtlichen Erscheinung, allem oberflächlichen Optimismus ihrer Propheten zum Trotz, ebenso oft sittlich-katastrophale wie sittlich-erfreuliche Wirkungen aufweist.

Wenn also die Pazifisten sich für das Ziel eines internationalen Zweckverbandes begeistern und vielfach in weitgehender Uniformierung von Wirtschaftsleben und Recht und Verfassungsformen, in der reichen Ausgestaltung einer internationalen Lebensgemeinschaft das Ideal sehen,¹⁾ so tun sie das kraft eines kulturphilosophischen Werturteils, aber nicht kraft der christlichen Ethik. Jede Unklarheit an diesem Punkte muß rücksichtslos beseitigt werden. Wir anderen erkennen vielleicht, den Pazifisten gerade entgegengesetzt, in dem kraftvollen Eigenleben eines Volkes, in der Wahrung seiner Individualität und Selbständig-

¹⁾ Mit dem Gedanken der Weltkultur verbindet sich heute vielfach der Ruf nach einer den Verkehr vereinfachenden und die Völker einander annähernden Weltsprache. Die Esperantopropheten sind meist Pazifisten. Vgl. aber auch die flachen Gedanken des monistischen Sonntagspredigers Ostwald über die Weltsprache. („Der energetische Imperativ.“ „Monist. Sonntagspredigten.“)

feit, das wertvollste Gut der Geschichte und beurteilen das pazifistische Weltfriedensreich als eine Verflachung und Verarmung des geschichtlichen Lebens. Wir halten die Konsequenz des durchgedachten Pazifismus, daß das nationale Eigenleben der Völker in einem großen internationalen Rechts- und Lebenszusammenhange aufgelöst zu werden und aufzugehen bestimmt ist,¹⁾ für einen schweren Schaden. Die Entscheidung zwischen uns, die Antwort auf die Frage, ob kräftige nationale Existenz oder Aufgehen des Nationalismus im Kosmopolitismus erwünscht ist, ob die großen nationalen Volksverbände die von der Geschichte seßlich gewollten und herausgearbeiteten lebendigen Körper sind, ein Letztes, über das hinaus eine Integration zu internationalen Einheiten einen Abweg darstellt — die Antwort hierauf kann man nicht mit christlich-sittlichen Gründen stützen, sondern nur auf Grund allgemeiner kulturphilosophischer Gedanken und Voraussetzungen geben. Damit ist aber bewiesen, was wir beweisen wollten: daß das pazifistische Ideal ein außersittliches Werturteil darstellt. Daher wehren wir uns mit der Klarheit lutherischer Ethik gegen jeden Versuch, im Namen der christlichen Sittlichkeit für die Mitarbeit am Pazifismus zu werben.

VII. Die Aufgabe des Christen im Widerstreit der Völker.

Wir haben erkannt, daß die Versuche Försters und vieler anderen, das Christentum für den Völkerbunds- und Weltfriedensgedanken in Anspruch zu nehmen, eine große Unklarheit und einen offenkundigen Mißbrauch der christlichen Ethik darstellen. Eine „Erneuerung der Politik aus den Quellen des Glaubens und der ethischen Überzeugung“ (F. Curtius), eine

¹⁾ Es ist das Verdienst von E. Hirsch (S. 9 ff.) auf diesen Punkt nachdrücklich den Finger gelegt zu haben. S. 11: „Der Pazifismus vergift in seiner Begeisterung für die Allherrschaft des Rechts ganz, daß das Ausblühen eines großen Volkes in einem machtvollen, ganz in sich gegründeten Staate der Mutterboden alles wahrhaft Großen und Begeisterten in der Geschichte der Menschheit zu sein pflegt. Das ist sein tiefstes Unrecht.“

„Christliche Politik“ erscheint uns Lutheranern als eitel Schwärmerei.¹⁾ Wir sondern uns von der „anglokalvinistischen Denkweise“, die im Pazifismus an uns herantritt,²⁾ scharf ab.³⁾

Wenngleich es somit nicht Pflicht und Sache der Christen ist, als solche für das pazifistische Ziel zu arbeiten, so haben sie doch inmitten der nationalen Gegensätze, der Völkerr Konkurrenz, der Spannungen und Entladungen eine große Aufgabe — die nur sie erfüllen können.

Sie sind das Gewissen ihres Volkes. Daher widersetzen sie sich dem brutalen Mammonzgeiste in ihrem Lande, darum erheben sie ihre Stimme, wo frevelhafter Ehrgeiz oder eitle kapitalistische oder dynastische Machtgier frivol und ohne Not den Frieden brechen will. Wenn die unentrinnbaren Notwendigkeiten und Entscheidungsstunden der Geschichte ihr Volk in den Kampf mit anderen führen, dann stehen sie in völliger Opferbereitschaft treu zu ihrem Lande und wissen sich eben darin als Jünger Jesu; aber sie leiden zugleich bitter, so tief wie kein anderer, unter dem harten, herben Gesetze unserer irdischen Geschichte, das uns, die wir nur lieben möchten, widereinander stellt, töten und vergewaltigen, Tränen und Wunden in Christenherzen tragen heißt. Die Christen beugen sich mit männlichem Ernste unter jene Geschichtsgesetze wie unter eine Gottesordnung — und durchleben sie doch in ihren Auswirkungen zugleich mit dem Gefühle, daß die furchtbaren Mächte des Widergöttlichen in ihr am Werke sind.⁴⁾ Über diese ungeheure Spannung

¹⁾ Das Hauptkapitel von Fr. W. Försters Buch ist überschrieben: „Die staatliche Selbstbehauptung und die Lehren der Bergpredigt.“ Es erübrigt sich, auf den immer wiederholten Mißbrauch der Bergpredigt einzugehen. Nochmals sei auf Ihmels, der Krieg und die Jünger Jesu, Leipzig 1916, verwiesen. Ebenso auch auf Siegmund-Schulze a. a. O. S. 261 f. und Hirsch a. a. O. S. 14 ff. /

²⁾ Vgl. für die „anglokalvinistische“ Staatslehre die wertvollen Ausführungen R. Seebergs (Politik und Moral 1918 S. 14—29). / ³⁾ Rades (Christl. Welt 1919 Sp. 98) Frage: „Wird Christus siegen auf der Friedenskonferenz?“ ist gewiß nicht aus lutherischem Geiste geboren. / ⁴⁾ Vgl. die erschütternden Frontbekenntnisse bei R. Bornhausen, Gottesfrieden. Tübingen 1919. Bes. S. 10: „Nun hat man zuhause dem Weltkrieg die feine religiöse Überschrift gesetzt:

wachsen sie nie hinaus. Nur der Glaube an Gottes ewiges Reich der Liebe, Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit läßt sie die furchtbare Wirklichkeit eines Völkerkrieges überhaupt innerlich ertragen — und eben diesem Glauben will doch der Krieg mit allem, was er aus der Menschheit macht, immer wieder unerträglich erscheinen. — Wer sich seinem Volke im Lebenskampf versagte, wäre kein Christ. Aber auch: kein Jünger Jesu, den nicht der furchtbare Widerstreit in solchen Zeiten innerlich hin- und herwürfe.

Niemals können die Christen nur Glieder ihres Volkes sein. Sie sind zugleich Bürger des Gottesreiches, in dem der Friede miteinander herrscht und die Gemeinschaft bewahrt wird. Sie wäñnen nun freilich nicht, in christlichem Weltbürgertum über den Gegensätzen der Rassen und Nationen stehen zu können (das zu behaupten oder für sich praktisch durchzuführen zu wollen ist, von ganz seltenen Ausnahmen besonders berufener Diener Gottes und ganz besonderen Verhältnissen, etwa im Missionsgebiete,¹⁾ abgesehen Unnatur und Unwahrheit, die sich rächt!), auch die Christen stehen als Glieder ihres Volkes in diesen Gegensätzen. Aber sie treten zugleich täglich in die Welt des Gebetes und Glaubens ein und erleben dabei eine Wirklichkeit, die über allen Gegensätzen steht: an

„Jetzt hat Gott das Wort, wir aber sollen schweigen.“ So sehr dieses Motto die weltüberlegene Gottesidee des Christentums wiedergibt, in der Seele des Frontsoldaten erregt es kein Echo. Herzlich gequält haben wir uns damit, Gott im Menschenjchlachten zu finden und sind zu der wenig gedankenreichen, aber ganz lebensvollen Devise stets zurückgekehrt: „Der Krieg ist des Teufels!“ Ich wünschte, daß dieser Gedanke recht positiv und eindrucksvoll verstanden würde: da vorn im Schützengraben sind Menschen, die haben das Radikal-Böse, das Abgrund-Schlechte erlebt; als Masse ist es auf sie eingedrungen und hat sie eingeschlossen in ein einziges entsetzliches Tun und Leiden des schlechtthin Sündigen.“ Ich glaube nicht, daß alle Christen draußen genau so empfanden wie Bornhausen. — Aber irgendwie haben sie alle die unerhörte Spannung zwischen der Gewißheit, daß auch im Kriege eine Gottesordnung sich durchsetzt, und dem Erleben einer Satanswirklichkeit bezeugt. / ¹⁾ Vgl. die Auseinandersetzung zwischen Jul Böhmer und R. Argensfeld (in der „Christl. Welt“ 1918 Nr. 37/38, 39, 40/41, 52) über die Frage, ob die Missionsarbeit übernational, „frei von den Gegensätzen der Rassen und Nationen“ getrieben werden kann.

der Krippe von Bethlehem, an Jesu Abendmahlstische, unter dem Kreuze finden sie sich mit allen Gläubigen zusammen und wissen sich hier mit ihnen verbunden — auch im härtesten Widereinander. Auch in den Tagen furchtbarster Zerrissenheit der Völker glauben sie an das eine heilige Volk Gottes, das seine Glieder in allen Nationen hat. Sie leiden unter den Trennungen und dem schroffen Gegensatz zu denen, mit denen sie im Wichtigsten eins sind. Und weil sie glauben dürfen, daß die Christen jenseits der Grenze auch leiden und tragen, erleben sie in solcher Gemeinsamkeit des Leidens die Gemeinschaft mit ihnen. Sie bieten nicht zur Unzeit die Hand zur „Verständigung“, denn sie wissen um die herben Gesetze der Menschengeschichte und begreifen, daß ein Kampf ganz durchgekämpft werden muß; aber die Bruderhand des Vertrauens kann auch im Kriege über die Schützengräben hin gereicht werden, des Vertrauens, daß die Christen drüben mit dem gleichen selbstlosen Ernste der Treue und des Opfers zu ihrem Volke stehen wie wir, in selbstverständlicher Verbundenheit mit ihrem Volke, um dessen Zukunft es geht; daß aber auch sie wie wir leiden unter dem Dualismus von Reich Gottes und Weltgeschichte. Dieses Vertrauen kann dann zu einer internationalen christlichen Arbeitsgemeinschaft mitten im Kriege führen, zu dem Werke, die entsetzliche Not der Gefangenen und Verwundeten zu lindern, aber auch zu dem ehrlichen gemeinsamen Versuche, unbeschadet des völligen Austrags des Kampfes, in jedem Lager für die unbedingte Sachlichkeit des Ringens, gegen Lüge, Gemeinheit, schamlose Verhehung und Fanatismus zu arbeiten. In alledem dürfen die Christen auch in Zeiten schärfster nationaler Gegensätze die übernationale *communio sanctorum* als Wirklichkeit erleben — auch ohne unwahrhaftiges und sentimentales Verständigungsgerede, das ernsthafte und geschichtlich unentrinnbare Gegensätze im Namen der christlichen „Liebe“ überbrücken will, auch ohne würdeloses und treuloses Verleugnen des eigenen Volkes und seiner Sache.

Der Christ bietet so, indem er sich der Rachsucht und der blutblinder Leidenschaft widersetzt, ein Beispiel, wie der Krieg sachlich

geführt werden kann (Joh. Müller), in tiefstem Mannesgehorsam gegen die Gesetze der Geschichte, ohne das ekle Treiben niederer Instinkte.¹⁾ Die Christen stehen auf gegen den Siegerübermut, der den anderen zertreten will und jeden Blick verlor für die Grenzen des eigenen geschichtlichen Berufs. Im Frieden aber wirken sie gegen die durchtriebene Unlauterkeit im politischen Kampfe der Völker. Durch die Christen wird ferner das Bewußtsein lebendig erhalten, daß die Völker nicht nur rein natürlich auf einander angewiesen sind (vgl. S. 454 A. 2), sondern einander auch dienen sollen.

Denn so wenig es die Aufgabe einer christlichen Ethik sein kann, in Fr. W. Försters Art den Machtcharakter des Staates durch schwärmerische, die Bergpredigt Jesu mißbrauchende Theorien hinwegzureden,²⁾ so stark ist doch am Schlusse zu betonen, daß die Beziehungen der Völker in den bisher behandelten organischen Machtverhältnissen der lebendigen Geschichte nicht aufgehen. Christliches Denken wird nicht bestreiten, daß der Staat Macht ist und in der Geschichte das Recht des Tüchtigen herrscht und herrschen soll, aber es verkündet immer wieder mit Ernst, daß nach dem Willen des Herrn der Geschichte ebenso wie die ganze Geschichtsbewegung so auch die Macht eines Volkes schließlich in höherem Dienste steht. Selbst ohne daß die Völker es wissen und wollen, müssen sie mit ihrem Geschicke und Übereinandersteigen Gottes Pläne durchsetzen (vgl. die großartige Geschichtsbetrachtung des Deuterosefaja beim Auftreten des Kyros Sefaja 45); aber christliche Völker, die von Gottes Weltziel wissen, sollen ihm auch bewußt dienen wollen. Über allem steht das Kommen seines Reiches.

¹⁾ Nicht daß es zum Weltkriege kam, bedeutete einen Bankrott der Christenheit; aber daß es den Christen in den kämpfenden Völkern nicht gelang, dieser Art der Kriegsführung mit Verleumdung und Lüge Eintrag zu tun, ist eine ewige Schmach. / ²⁾ Es ist wertvoll, daß ein christlicher Pazifist wie Fr. Curtius (Christl. Welt 1918 Sp. 460 f.) über Fr. W. Förster sagt: „Mir scheint, daß Förster die im Wesen des Staats liegende selbständige Bedeutung der Macht als eines rein tatsächlichen, ethisch indifferenten Phänomens erkennt. Der Dualismus von Macht und Recht ist das Verhängnis des Erdenlebens.“ Zu letzterem Sage vgl. auch D. Baumgarten a. a. O.

Große Macht und große Einflußsphäre begründen in dieser Beziehung für ein Volk eine schwere Verantwortung. Es ist freilich Gottes wunderliche Art, daß er oftmals gerade den Kleinen, an Macht Unbedeutenden zum großen Dienste in seiner Reichsgeschichte auf Erden beruft und etwa auf das Missionswerk eines kleinen, politisch bedeutungslosen Volkes viel mehr Segen legt, als auf imponierende Unternehmungen der Großmächte (man braucht überhaupt nicht geschichtliche Großmacht zu sein, um es im Reiche Gottes zu werden; dessen Geschichte vollzieht sich nach anderen Gesetzen!) — aber das alles entbindet die großen Völker und mächtigen Staaten nicht von ihrer besonders ernststen Verpflichtung. Das Bewußtsein darum, daß alle Macht nur dann ihr Recht behält, wenn sie zuletzt nicht Ausbeutung der anderen, sondern schließlich irgendwie Menschheitsdienst in Richtung auf das Kommen des Reiches Gottes sein will — dieses Bewußtsein in den Völkern lebendig zu erhalten ist nicht die geringste Aufgabe der Christen.¹⁾

¹⁾ Nachwort bei der Korrektur. Vorstehender Aufsatz wurde im Februar niedergeschrieben. Die Spuren jener Tage habe ich, auch in den Worten über Wilson, nachträglich nicht tilgen mögen. — Inzwischen bewegt die Frage unseres Themas die deutsche Christenheit immer lebhafter, insonderheit die christliche und theologische Jugend auf den Universitäten. In den Kreisen der „christlichen Studentenvereintigung“ hat Hr. W. Förster großen Eindruck gemacht. Pazifistische Stimmung, die sich auf Jesus und die Bergpredigt beruft, ist im Wachsen; selbst christlich begründeter Kommunismus gährt bei nicht wenigen. Die Welle eines christlichen Pazifismus wird, wenn nicht alles trügt, in der nächsten Zeit noch höher steigen. Luther muß noch einmal wider die „Schwärmer“ und ihren Überglauben streiten. — Zur Literatur ist nachzutragen der Aufsatz von S. G. Cordes, Pazifismus und Kirche; in den Pastoralblättern, herausgegeben von Lic. Stange, 1919, Juniheft.

Lic. Paul Althaus.

Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.

SY45
AL79

Althaus, Paul
Pazifismus und Christentum.

SY45
AL79

DATE DUE

GTU LIBRARY



3 2400 00571 2892

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500

All items are subject to recall.

